

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938**

37 (11.9.1938)

# Fritz Todt

### Ein Badener erhielt den deutschen Nationalpreis

Ein wunderbares Kunsterzeugnis, das in besonderer Weise das vorwärtstreibende Schaffen unserer Zeit kennzeichnet, legt sich jetzt in großen Zügen über das Land der deutschen Gauen: das breite, leuchtende Band der Reichsautobahn. Seit der Führer am 28. September 1933 mit dem ersten Spatenstich dieses gewaltigen Werks deutscher Ingenieurkunst einsetzte, sind annähernd 3000 Kilometer dieser Lebensader der deutschen Verkehrsferntage fertiggestellt worden. Schon braucht hundertfältig im Rhythmus des wiedererstarkten Lebens das Lied der Motoren über diese Straßen, Güteranstausch und Personenverkehr in einem Maße fördernd, wie man es vor wenigen Jahren auch in den kühnsten Träumen sich nicht vorstellen vermochte. Und doch ist es nicht der wachsende Verkehr allein, auch nicht die merkbare Antriebskraft zur Höherentwicklung verschiedener Industriezweige, wie der Automobilindustrie, das diese Straßen zur in die Jahrhunderte wirkenden Tat werden läßt, sie sind in ihrer in immer lebendiger, das Ganze umschließenden Kraft Ausdruck und Wirtshaus des Reichsgedankens.



Der Flieger Fritz Todt

Im Juni 1933 berief der Führer den Ingenieur Dr. Todt zum Generalinspektor für das deutsche Straßennetz und betraute ihn damit mit der Aufgabe der Schaffung der Reichsautobahn, der Bewirkung eines Kulturdenkmals deutschen Aufbauwillens. Ein lebendiges Werk schuf dieser geniale Techniker, das sich trotz äußerster Zweckmäßigkeit in harmonischer Schönheit in die Vielgestaltigkeit deutscher Landschaft fügt, Techniker und Künstler zugleich, verwirklichte er des Führers Plan. So wurde ihm auf dem Parteitag Großdeutschlands die



Der Führer und sein Straßenbauer besichtigen das Werk

höchste Ehre für deutsche Kulturhoffende zuteil, die Verleihung des Deutschen Nationalpreises.

Man mag, will man einen Menschen und sein Werk richtig erkennen, nicht an den Dingen seines Jugendreichs achtlos vorübergehen. Kleine Züge oft weisen in das Werden, kleine Dinge der Jugend, die sich ja viel stärker offenbart, geben Einblicke in das Wesen des Mannes. Das Bild, das Verwandte und Schulfreunde aus seiner Jugendzeit entwerfen, entspricht seinem Werk und unserer Vorstellung von dessen Schöpfer: das Bild eines, stillen, ernsten, sinnenden Menschen, aufgeschlossenen Sinnes für das Große und Schöne.

Fritz Todt ist Badener. Er entstammt einem alleingeseßenen Pforzheimer Geschlecht. Als Sohn des Ringfabrikanten Friedrich Emil Todt wurde er am 4. September 1891 in der Goldstadt geboren. Von Vater- und Mutterseite ist er mit der Pforzheimer Industrie verwachsen, was unzweifelhaft auf seine schon früh sich offenbarenden technischen und künstlerischen Anlagen nicht ohne Einfluß war. Vater Todt war ein überaus musikalisch begabter Mensch, seine Mutter eine besinnliche, stille, bescheidene Frau, Eigenschaften, die auch Wesensmerkmale des Sohnes sind.

Seine Schulkameraden rühmen besonders seine tiefe Abneigung gegen jeglicher Claquebildung und ästhetische



Als Einjähriger in Karlsruhe (Hintere Reihe, mit Ziehharmonika)

rende Vereinigung, wie sie manchmal auf humanistischen Gymnasien entstanden. Er ist selbst Sohn begüterter Eltern, aber so mancher, der sich seines Vaters Geld wegen mehr dünkte, denn andere, weniger vom Glück begünstigte, wird sehr nachdrücklich eines besseren belehrt. Was die Männer später zu frühzeitigen Mitkämpfern des Führers machte, entspringt also von jeder seinem Wesen.

Da er schon immer zu technischen Dingen, also Mathematik und Naturwissenschaften hinneigt, sind ihm die sprachlichen Fächer weniger sympathisch, was ihn manchmal mit den Lehrern jener Wissenszweige in einigen Konflikten bringt. Es bleiben denn auch allerlei Ermahnungen nicht aus. Er mag, als ihm der Führer die große Aufgabe übertrug, lächelnd der Mahnung eines jener Lehrer gedacht haben, die sich, wenn auch nicht in dessen Sinne, nun doch erfüllt hat: „Todt, das kann ich dir sagen, wenn du so weiter



Dr. Todt und Reichsstatthalter Robert Wagner bei der Einweihung der Strecke Karlsruhe-Bruchsal

macht, endest du bestimmt einmal auf der Landstraße! Er ist jetzt dort gelandet, auf seinen Straßen aber, die sich als bleibend Mal ins Antlitz Deutschlands zeichnen, die als gigantisches Werk die deutschen Gauen unlösbar mit einander verbinden, feste Brücken schlagen zu den kommenden Geschlechtern.

Seiner Pforzheimer Heimat, die in einem wahren Gottesgarten grünender und blühender Fluren und Berge liegt, verdankt Dr. Todt aber noch ein Wesentliches für seine Arbeit: Sinn und Herz für die Schönheit der Landschaft, für den Reichtum und die Mannigfaltigkeit deutschen Landes. Als Junge schon trieb es ihn hinaus in die heimische Welt, er ist einer der ersten, die auf Estern die Winterpracht des nördlichen Schwarzwalds durchwandern. Der Landschaft und ihrer Eigenart schenkt er auch bei der Entwicklung seines Werks verständnisvolle Aufmerksamkeit, er beachtet deren Schönheit mit ein in die Kraft seiner Bauten, und die Konstruktionen seiner Brücken und Großbauten formen wiederum das Land in steter Wechselbeziehung. Diese Verkehrsänderer sind nicht Resultat nüchternen Errechnungen, sie entspringen der artföheren Kraft des schaffenden Ingenieurs. Mit der ungeheuren Förderung des Verkehrs vermitteln sie dem Fahrenden gleichzeitig Freude an der Landschaft und Verbundenheit mit der Heimat.

Warum er schon 1922 den Weg zum Führer findet, zeigen zwei Episoden aus seiner Studenten- und seiner Militärszeit. Als an die Karlsruher Technische Hochschule der erste jüdische Lehrer kommen soll, ist er sofort einer von jenen, die in einer Versammlung gegen diese Anordnung protestieren. Vor seinem Studium in München und Karlsruhe tritt er als Einjähriger-Freiwilliger in das 1. badische Feld-Artillerieregiment Nr. 14 ein. Obwohl der Jüngste, wird er als erster vor allen andern für einen sehr guten Erkundungsritt auf dem Schießplatz Bittsch zum Unteroffizier und Reserve-Offizier-Anwärter befördert. Bei Kriegsausbruch ist er mit seinem Regiment bis 1916 an der Westfront, dann ist er Flieger und Führer einer selbständigen Fliegerformation bis zum Kriegsende.

Schon früh erkennt der Führer in seinem treuen Gefolgsmann den ausgezeichneten Fachmann für Straßenbau, und es war bestimmt kein Zufall, daß er ihn zu gelegener Stunde an den verantwortungsvollen Posten be-

rief. Der Hauptinhalt seiner Studien war der Straßenbau, dem auch seine Dissertation gewidmet war. Von der Pike auf lernte er dann bei verschiedenen Großbauunternehmungen sein Fach kennen, dann ist er als Bauleiter jahrelang in verantwortlicher Stellung, bis ihn der Führer mit seiner nunmehrigen Aufgabe betraute.

Heute ist sein Name nicht nur in Deutschland Begriff geworden. Sein schöpferisches Werk, dem er sich mit Leidenschaft widmet, das in atemberaubendem Tempo ins Land wächst, ist Ausdruck eines neuen, unseres Lebensgefühls, gemeinschafts- und zukunftsformend. Diese Straßen, die mit ihrer und ihrer Bauten gewaltigen Schönheit Zeugnis von wahrer Straßenbaukunst sind, sind ein Stück Heimat geworden, die mit ihnen und durch sie von neuen Kraftströmen durchpulst wird. Hugo Bückler



Die Eltern des Straßenbauers mit ihrem einzigen Sohn (Privataufnahmen (3) Führer-Archiv (2))

# Der schwarze Berthold

Als in Freiburg das Schießpulver erfunden wurde / Legenden und Wahres von Herbert Dörr

„Nicht genug, daß Gott vom Himmel blitzte, auch das Menschlein muß von der Erde donnern.“  
(Zitat aus dem 13. Jahrhundert.)

Mitten auf dem baumumpflanzten Kirchplatz von St. Martin zu Freiburg, wo der als Erfinder des Schießpulvers gefeierte Mönch Konstantin Anstigen, genannt der schwarze Berthold, sein Studium betrieb, ward im Jahre 1859 ein Denkmal gesetzt zur Erinnerung an die wichtige Erfindung, die dem Franziskanermönch von altersher zugeschrieben wird.

Jahrhunderte sind seit der Erfindung des Schießpulvers vergangen. Gerade die längste Zeit hat die fürchterliche, dem Sprengstoff innewohnende Kraft vor Augen geführt. Dene Zeitgenossen, die den schwarzen Mönch von Freiburg zur Verdammnis verurteilten, ihn einsperren ließen, er es mit dem Teufel habe, haben sicher, noch unbewußt, die Bedeutung und die Zukunft des Pulvers geahnt. Mancher könnte sagen: Wäre das Pulver nicht erfunden worden, der Welt wäre so viel Leid erspart geblieben. Aber noch immer ist es so gewesen, daß jedes Ding, zurecht angewandt, zum Segen der Menschheit

alleinige Verdienst zu, die Schickkraft des Pulvers entdeckt zu haben. Eine Schrift besagt, daß Berthold Schwarz eine Medizin habe bereiten wollen und dazu Schwefel und Salpeter mit Del vermischt hat und in einem Metallgefäß, das mit einem Stein bedeckt war, dem Feuer ausgesetzt habe. Das Feuer aber entzündete das Del, entzündete es, und es erfolgte eine Explosion, welche den Stein in die Höhe schleuderte und so den Mönch auf seine Erfindung brachte. Die älteren Chroniken aber behaupten, und das dürfte wohl richtig sein, daß Schwarz durch Studium auf seine Erfindung gekommen sei. Schwarz war kein gewöhnlicher Pater, der sich nur mit der Herstellung von Medizin beschäftigte, sondern er war wirklicher Naturforscher. Sehr lange hat Berthold Philosophie studiert und dabei gelernt, daß zwei Körper nicht in demselben Raum sein können, und daß das Feuer mehr Raum als Erde brauche. Darum habe er Schwefel und Salpeter pulverisiert und in einem geschlossenen Gefäß aufs Feuer gesetzt, worauf das Gefäß zerplatzt worden sei.

### Das „Teufelswerk“ des Franziskanermönchs

Sogleich nach dem ersten Schreden ging Schwarz daran, das Schießpulver in größeren Mengen herzustellen und es anzuwenden. Zuerst verfuhr er mit Baumrinde mit Pulver zu zer Sprengen, und später fing er an, mit hölzernen und endlich mit eisernen Röhren zu experimentieren, indem er sie mit Steinen und mit Kugeln füllte, die dann aus den Röhren geworfen wurden.

Wie ein Rauffeuer war die Nachricht von dem höllischen Feuer, das ein Mönch vom Franziskanerkloster erfunden hatte, in dem damals kleinen Städtchen Freiburg verbreitet. Ein Aufruhr mag durch die Strafen getobt haben. Selbst die Gelehrten waren sich darüber einig, daß der Mönch mit seinem Teufelswerk zu verdammen sei.

Das Gefängnis öffnete seine Tore für den Erfinder für unbestimmte Zeit. Alle Schriften und Bücher — was uns heute unverständlich erscheint — die über den Franziskanermönch berichteten, wurden vernichtet. Aber nur so



Der schwarze Berthold  
Nach einem um 1500 entstandenen Stich  
Aufn. H. Dörr, Karlsruhe.

wurde. Diejenigen, die die Erfindung des Mönches als Teufelswerk bezeichneten, waren meist Weiber, die dem Freiburg der Erfolg nicht gönnten und in allerlei Spottverben seinem Ruhm Abbruch zu tun versuchten.

### Eine unangenehme Erinnerung

Die Literatur über die Erfindung des Schießpulvers ist ungeheuer groß. In allen Zeiten wurde darüber geschrieben und selbst die berühmtesten Männer nahmen Stellung zu der Erfindung, wie zu der Erfindung. Lange Zeit hindurch wogte der Kampf hin und her über den eigentlichen Erfinder und seiner Wirkungshätte. Gewisse Feststellungen konnten auf Grund von Unterlagen nicht getroffen werden, da die Franziskanermönche von Freiburg selbst alles, was den Mönch betraf — das stellte man erst später fest — vernichteten. Es war ihnen unlieblich, daß einer der ihren das Pulver erfunden hatte. Nur durch Andeutungen in alten Urkunden und Schriften, die immer wieder nach Freiburg zurückzuführen, gelang es mit ziemlicher Sicherheit festzustellen, daß Berthold Schwarz, ein Franziskanermönch, das Schießpulver erfunden hatte, sowie die ersten Handfeuerwaffen.

Zwei andere Mönche, Albertus Magnus und Thomas von Aquin, hatten sich um dieselbe Zeit mit der Alchimie beschäftigt, und es ist von ihnen bekannt, daß sie ebenfalls das Pulver kannten. Noch ein Franziskanermönch, der lange Zeit als Erfinder bekannt, Roger Bacon. Alle experimentierten mit dem Pulver, auch Berthold Schwarz, der zweifellos der am wenigsten gelehrte.

Es mag sein, daß jeder für sich das Pulver zu gleicher Zeit entdeckte, aber dem Franziskanermönch kommt das

### Badische Erzähler:

## Ein Zweikampf mit dem Schicksal

Von Mag Dufner-Greif, Freiburg i. Br.

Da keiner der Beteiligten mehr am Leben ist, kann diese Geschichte erzählt werden, und sie mag allen Lesern als ein seltsamer Fall von Schuld und Sühne wohl des Verdichters wert erscheinen, so unheimlich auch ihr Ablauf ist.

Ich sah eines Abends, es war wenige Wochen vor dem Ausbruch der Sommerkämpfe, mit Leutnant Willenbrink im Unterland. In einem aus Kreide gezeichneten Keller schmelzte die Kerze und beleuchtete an den verzackten Wänden einige Postkarten mit Schwarzwaldbildern und den damals sehr beliebten Wäldchenmännchen. Wir tranken zusammen eine Flasche Mosel leer, rauchten dazu die Pfeife und träumten vor uns hin. An der Rückwand des Stollens hatte ein bis dahin vorgebrannter Blindgänger eine Pflanze etwa um eine Armeslänge vorgezogen. Aus dem gelben Lehm schaute nun der Finger der Granate neugierig zu uns her.

„Morgen kommt Schuppel wieder“, sagte Willenbrink. „Ich muß dir eine Sache erzählen“, fuhr er nach einer Weile fort, „die in Ordnung gebracht werden muß, ehe er zurückkehrt.“

Aber dann schwieg er und paffte starr vor sich hin. Ich sagte nichts, daß jetzt eine dumme Liebesgeschichte an den Tag kommen werde, denn ich hatte das Ding langsam mahlen sehen. Schuppel war verlobt und führte überall das Bild seiner Braut mit sich. Falls im Eifer bemerkten wir Freunde wohl, wie sich Willenbrink in das schöne Gesicht verliebte, aber getobt wurde dann nicht mehr davon, als mir den Kameraden bei unseren Sitzgelegenheiten einmal erleben lassen. Vor einem Monat war er auf Urlaub in der Heimat, und seit seiner Rückkehr ging er schweigend und mit bloßen Augen durch den Graben. Jetzt packte er sein volles Glas, leerte es mit einem Zug und schlug auf das Tischbrett, daß es in Scherben ging.

„Als ich zum erstenmal das Bild von Inge Neimer sah“, erzählte er dann leise weiter, „hab ich ihr geschrieben, und sie hat mir geantwortet, so fing es an. Schuppel konnte es ja nicht bemerken, ihre Briefe waren zur Vorsicht mit der Maschine geschrieben, es ist ein ganzes Bündel.“

ist es erklärlich, daß überall eine große Unklarheit herrschte über den tatsächlichen Erfinder des Schießpulvers.

### Sagen um Berthold Schwarz

Und doch, wenn wir heute die ungefähren Zusammenhänge kennen, bleibt uns die Person des Mönches Schwarz ein mystisches Dunkel. Wir wissen nichts um den Verlauf der Dinge. Der Volksmund erzählt sich heute noch in Freiburg allerlei wunderliche Dinge. Oft hat man festgehalten, daß irgendeine, wenn auch kleine Wahrheit, in diesen Schilderungen und Sagen liegt.

So erzählt man sich, daß Berthold Schwarz, um die bestirnte Kraft des Pulvers zu beweisen, sich selbst auf dem Karlsplatz durch einen Mörser in die Luft sprengt habe. Noch viel andere Geschichten, die mehr oder weniger gruselig sind, erzählt man sich. Es scheint, wie wenn auch hier sich ein Erfinderschicksal erfüllt hätte, in jener Tragik, die so manchen unverdient ereilt. Die Zeit ist weiter gegangen, ist nicht stillgestanden vor den Betrachtungen englischer Menschen, die den Lauf der Dinge aufzuhalten versuchten.

Nachdem man die Kraft des Pulvers erkannt hatte, wurde sie auch bereits überall angewandt. Bei den verschiedenen Schlachten, Kriegen und Belagerungen, an denen es ja gerade an der südwestlichen Ecke des Reiches nie fehlte, und von denen wir Urkunden haben, daß sie um 1300 stattfanden, wurde, wenn auch noch mit recht primitiven Mitteln, das Schießpulver verwendet.

### Waffenkundige Freiburger

Daß die Freiburger in den späteren Jahren in den Aufnahmen, allein feuerwaffenkundig zu sein, ist darauf zurückzuführen, daß hier Schwarz seine Erfindung machte. Lange Zeit hindurch wurden Freiburger Feuerwerker zu Belagerungen und Kriegen angefordert, weil sie eben als Fachleute galten.

Die heutige Zeit ist über das erste Stadium der Erfindung längst hinaus. Auf allen Gebieten der Waffenkunde wurden in der Zwischenzeit Verbesserungen vorgenommen. Neue Explosivstoffe wurden erfunden, die die Wirkung des Schießpulvers um vieles erhöhen. Eines ist aber wesentlich, daß alle späteren Erfindungen auf dem gleichen Naturgesetz aufgebaut sind, daß der Freiburger Mönch zuerst entdeckte. So wird auch sein Ruhm für alle Zeiten beständig bleiben.

# Das neue Buch



### Dreimal Dithmar Krausz

Vor gar nicht langer Zeit meldete die deutsche Presse den Tod des bekannten Journalisten und Reichsrichters Dithmar Krausz. Die Bücher, die uns dieser begabte Beherrscher der Sprache hinterlassen hat, liefern noch heute den sprechendsten Beweis, daß es sich bei Krausz nicht um einen alltäglichen Begabung handelte, sondern, daß er zu jenen Darstellern von Ereignissen gehörte, die Wesentliches leben und Wesentliches aufschreiben und so sagen haben. Es gehört in diesem Zusammenhang wohl nicht noch des besonderen Hervorhebens, daß Krausz über einen ausgezeichneten, klaren Stil und die Fähigkeit verfügte, die Ereignisse in dauernde Spannung erzielendem Aufbau zu geben. Auch in den drei Büchern, mit denen wir hier unsere Leser bekannt machen wollen — wobei wir gleich bemerken möchten, daß wir nicht etwa damit den Eindruck erliehen wollen, den Werke nur bei eigener Vertiefung vermitteln können — liefert Krausz den Beweis, daß er auch bei der Darstellung geschichtlicher Ereignisse niemals in eine trodene Aufzählung verfiel, sondern sie in einer lebendigen unmittelbaren Wirkung des Wortes zur Darstellung bringt. Nehmen wir z. B. sein umfangreiches, wie ein großer Roman gehaltenes Buch „Aufbruch gegen Sabburg“ (Gelingende Verlagsanstalt, Leipzig), in dem der Verfasser die Revolution der Ungarn in drei Jahrhunderten gegen Sabburg darstellt, so werden wir schon nach den ersten Seiten erkennen, daß wir hier Geschichtsschreibung mit besonderem Vorzeichen vor uns haben, die uns nicht mehr los läßt. Mit der Darstellung dieses heldenmütigen Kampfes der Ungarn gibt Krausz gleichzeitig die Aufzeichnung des Lebens des Fürsten Franz Rakoczi II., der im Mittelpunkt der Ereignisse stand und daher bei dieser Darstellung steht. Das Krausz nur aus einer bestimmten Haltung zur Politik des Kaisers Sabburg zu diesen Aufzeichnungen und zu der Aufzeichnung seiner Quellen kommen konnte, werden wir ganz verstehen, wenn wir im Laufe des Wertes erkennen, daß der Verfasser ein scharfer Gegner der von Dynastien und Fürstentümern beeinflussten Geschichtsschreibung ist. Ebenso wie in diesem „Aufbruch gegen Sabburg“ liegt uns in seinem „Das Schicksal des Islam“ (Deutscher Taschenbuch-Verlag, Leipzig) ein Buch vor, das wir nicht ohne Gewinn aus der Hand legen. Der Verfasser führt uns hier einem aktuellen Thema zu, nämlich der Frage, welche Bedeutung der Aufbruch der vorderasiatischen Staaten zu einem „Vorderasiatischen Großraum“ für die Weltmächte hätte. Daß bei dieser Bewegung dem Judentum eine wichtige Bedeutung zukommt, kann einem scharfen Beobachter wie Krausz nicht verborgen bleiben, so daß er die von ihm aufgeworfene Frage für eine Massenfrage grundsätzlicher Art hält.

In demselben Verlag erscheint eine Schriftreihe „Europa, wohin?“, ein Thema, das man schon dem Buch „Das Schicksal des Islam“ als Unterthema hätte beibringen können. In dieser Schriftreihe ist das dritte, hierzu vorbereitende Buch aus der Feder dieses bedeutenden Journalisten erschienen. Hier ist Krausz ganz Journalist, stellt er sich ganz in den Dienst des Tagesgeschehens. Unter dem Titel „Ein deutscher Kommunismus“ erregt die Sowjetunion“ gibt er hier nicht sein eigenes Tagebuch heraus, sondern die hochinteressanten Aufzeichnungen eines aus Deutschland wegen eines Attentats im Jahre 1931 geflohenen Kommunisten, der nun brühen das „Paradies“ in seiner neuen „Mittelt“ erzieht.

Drei Bücher mit ganz verschiedenen Stoffgebieten liegen uns hier vor. Sie beweisen die Vielseitigkeit ihres Verfassers. Wenn aber auch die Stoffgebiete in weitem Abstand nebeneinanderstehen, so bewegt sich ihre Tendenz im Grunde doch in einer klaren Richtung: Fragen aufzuwerfen, die das deutsche Volk um seiner selbst willen beschäftigen müssen. Dinge zu sagen, die jedem einzelnen die Augen öffnen für das Bestehende in der Geschichte und im Tagesgeschehen. G e n t l e r e R ö s s e n a.

### Nachkriegsjahre im Frankenland

Zwei Romane von Wilhelm Weigand

Vor uns liegen zwei umfangreiche Bände („Die ewige Scholle“ und „Die Gärten Gottes“, Steuben-Verlag, Berlin) des nunmehr sechsundsechzigjährigen badischen Dichters Wilhelm Weigand, der schon über ein Menschenalter in Wäldchen Heimat und Wirkungskreis gefunden hat.

Es fällt schwer, angesichts der Fülle der Eindrücke und Anregungen, die die Lektüre dieser beiden prachtvollen und reifen Werke hinterlassen hat, die Summe des Ausgesagten knapp zusammenzufassen; man kommt Wert wie auch Persönlichkeit wohl am besten nahe, wenn man sagt: Hier begegnen wir der abgeklärten Reife eines schöpferischen Menschenseins, das die Dinge der Welt mit dem klugen Wissen des Herzens und der Kraft eines klaren und hochgebildeten Geistes betrachtet und ordnet.

„Die ewige Scholle“ führt in die Nachkriegsmo- nate im Frankenland. Ueber diese Zeiten wurde viel geschrieben, aber es ist das Verdienst Weigands, diese Ereignisse mit dem notwendigen Abstand in der Lektüre zu haben. Der Dichter behandelt das Thema der Seelungsfrage und stellt sie in der Fülle der Gestalten in ihrer ganzen brennenden Notwendigkeit vor den Leser hin. Wilhelm Weigand ist ein hervorragender Schilderer, er gestaltet hier Schicksale und Menschen, kluge und engstirnige, großfüßende und an den Jahren zugrunde gehende, mit überzeugender, mitreißender Lebensnähe und verfi- gung über solche Intimität der Darstellung, daß man von diesen Erscheinungen nicht fortkommt, ehe man die letzte Seite der Bücher gelesen hat.

Gegenüber stehen sich hier die um die Scholle kämpfenden Menschen der Kriegsgeneration und die anderen, Verlebenden, hier durch den Abel verkörpert. Beide handeln aus der Zeit, jene, die Pioniere des noch erst erfüllten Kommenden, und diese, die meistfremden Bewahrer des Bestehenden und Vorgefertigten. Zwischen ihnen dreuen, die die Zeit aus den Wäldchen geworfen und deren Schicksal, letztlich nur angedeutet, sich vor unserm inneren Auge vollendet. Die verlebende Kraft aber erhebt hier aus der reinen Liebe einer idealen und großen Frauengestalt.

Noch ausgewogener und vollendet in seiner Gesamtheit der andere Band, die „Gärten Gottes“ (worunter das Frankenland zu verstehen ist). Die Dinge spielen sich in den Jahren der Scheinblüte ab, und wir begegnen den tragenden Gestalten des anderen Bandes wieder. Hier ist es ein Ringen um Waldbesitz, und zwar zwischen einem dem Boden nur schwachen, einem dem Boden, einem Kumpfhändler, und einem Pionier des Seelungsgedankens, Ermin Bittner. Wieder begegnen wir dem lebensschaffend erlebten Gestalten, verankert uns in die Atmosphäre jener prachtvollen Schöpfung, bewundern die meisterhafte Sicherheit der Schilderung von Mensch, Milieu und Zeitgeist, und wiederum freuen wir uns an jenem lebenswichtigen fideleitären Gang zur Vertiefung in das Original. In beiden Büchern aber ist der weinfrohen und besonnenen Landhaftigkeit dieser Raum gegeben, um diese Werke zu bereiten. Zeugnisse des Frankenlands zu prägen, denn gerade hier bietet mit Wald, Duft und Reizum den laut ergänzenden Hintergrund für jene aus dem Geleben so oft dämmernd hervorredenden Menschenschicksale, und nicht mit derselben Schlichtheit der Sprache geschildert, die Wilhelm Weigand ganz besonderes Merkmal dünkt. G e n t l e r e R ö s s e n a.

## Eröffnen, die nicht Knallen

Fröhlich sein ist Schützenbrauch,  
Lädt die Büchsen knallen;  
Doch es gibt manch' Schüllein auch,  
Das man nicht hört fallen.  
Hat doch wohl ein jeder schon,  
Auch der Jagdgenossen,  
Ohne Bißes' und blaue Boh'n'  
Uebers Ziel geschossen.

Wenn auf dich 'ne Hexe schießt,  
Kriegst im Kreuz du Schmerzen  
Und wo Amor schießt, da ist  
Futsch Verstand samt Herzen;  
Fühlt gekränkt dein Liebchen sich,  
Schießt ihr Auge Blitze,  
Halte außer Schußweite' dich,  
Bis verkuhlt die Hitze.

Auf des Müllers Mühlenrad  
Schießt das Wasser machtvoll  
Und im Garten der Salat  
Schießt ins Kraut ganz prachtvoll;  
Aus der Erd', zur Frühlingszeit,  
Schießt in Wald und Wiesen  
Kostenlos ein Frühjahrskleid,  
Ist das nicht zum Schießen?

Lade Erd- und Dachgeschoß  
In Pistol' und Flin' nicht;  
Wem ins Aug' die Träne schoß,  
Der wird davon blind nicht;  
Manches Böcklein schießt man,  
Braucht Gewehr und Wald nicht;  
Fängt der Bäck' zu schießen an  
In der Früh', das knallt nicht.

Ohne Fehlschuß, 's ist nicht recht,  
Geht es in der Welt nicht,  
Und es hat, wer Verschuß möcht,  
Ueberschuß an Geld nicht;  
Sitzt im Ausschuß irgendwer,  
Der ist recht verehrlich,  
Und dem Setzersmann ist der  
Durchschuß unentbehrlich.

Schießt das Schiff in Wehere'n,  
Kriegt die Kett' den Einschuß,  
Schießt das Zipperlein ins Bein,  
Frägt man, ob das sein muß;  
Zwölf Schuß Kognak intus macht  
Wacklig auf den Füßen,  
Wie die Sternschnupp' schießt bei Nacht  
Kommt auch du ins Schießen.

Schlechte Farbe hält sich kaum,  
Schießt in der Sonne;  
Lustig ist ein Purzelbaum,  
Schießt man ihn vor Wonne.  
Findet wer dies Liedel schön  
Mit den lust'gen Glossen,  
Dann hat damit einer den  
Vogel abgeschossen.

Richard Ansmann,

# Porzellan aus Baden-Baden

Die Geschichte der siebenjährigen Baden-Badener Porzellanmanufaktur — Städtische Sammlungen vereinigen den Bestand

Von Hanns Keller

Die Städtischen Sammlungen Baden-Baden haben dank der Initiative ihres Leiters, Ratsherrn Pg. Dr. Eugen Schmitt, ihre Bestände in Baden-Badener Porzellan bedeutend erweitert, so daß sich heute nur noch ein geringer Rest in Privatbesitz befindet und man in den Sammlungen einen Ueberblick über die Erzeugnisse der Porzellanmanufaktur der Kurstadt, die von 1771—1778 bestand, gewinnen kann.

Nur wenige Menschen in Baden, ja selbst wenige Baden-Badener wissen, daß die Kurstadt einmal eine Porzellanfabrik besaß, die auf dem Gelände des Grünen Winkels, da wo heute das Hotel Bellevue steht, lag. Den Anreiz zur Gründung einer Manufaktur gab die ausgezeichnete Erde von Valg, deren sich übrigens auch die Durlacher bedienten, so daß bereits in den 50er Jahren die Witwe des Haus Hofmeisters Sperl, zusammen mit dem Rothensburger „Porzellanmacher“ Jeremias Pfisch einen Konzessionsantrag beim Markgrafen einreichte. In dessen Fam diese Gründung nicht zustande, wie aus einem



Kannen aus Baden-Badener Porzellan (Eigentum der Städt. Sammlungen Baden-Baden)

Brief der „Sperlin“ aus dem Jahre 1756 hervorgeht. Mehr Glück hatte der nächste Anwärter Zacharias Pfalzer aus Straßburg. Sein Gesuch im September 1770 wurde von der Hofkammer dem Markgrafen August Georg empfohlen.

Der Markgraf war sehr geneigt auf den Vorschlag einzugehen und verfügte, daß „wenn sothane Prob attentionswürdig ausfallen sollte, zu dessen Vetreibung grundsätzliche Vorschläge anhanden gegeben werden sollen.“ Das Gutachten des Hofkammerrats Dürfeldt vom 21. Februar 1771 teilt über das Ergebnis mit: „Pfalzer deklarierete mir vorgestern, wie er es mit der Unternehmung dieser hierortigen zum porcelaine tauglichen Materialien mit gottes beystand dahingebracht habe, daß er nun seines thuns sicher worden und entschlossen seye, eine Fabrique auf porcelaine, fayence und andern nicht gemeinen Hafnergeschirr alsda anzulegen.“

Die Fabrikation begann zweifellos im Spätjahr 1770

in einem Lehnhaus mit acht Arbeitern. Die endgültige Konzessionserteilung erfolgte März 1771, aber man kann ruhig sagen, daß seit diesem Datum auch die Schwierigkeiten der Fabrik datieren, die nie abrisen und schließlich nach 7 Jahren zur Aufgabe zwangen, nachdem Pfalzer 1777 die Angelegenheit aufgegeben hatte und sie der Markgraf mit Rücksicht auf die Arbeiter und die vorhandenen halbfertigen Waren ein Jahr lang in Staatsregie unter Leitung des Amtstellers Würz übernahm.

Es ist interessant, daß Pfalzer im Jahre 1772 das im Besitz der früheren Bewerberin Sperl befindliche Gelände „Im grünen Winkel“, jetzt Hotel Bellevue, um 1000 Gulden gekauft hat „samt dazu gehörigem Gebäu, Acker und Wiesen, auch alle Appertinencien ohnweith der Gungzacher Brück — welcher grüne Winkel die Wirtschaftsgerechtigkeit hat.“

Das Unternehmen stand aber unter keinem günstigen Stern. Abgesehen davon, daß es recht schwer war, sich gegen die älteren und erfahrenen Konkurrenten, insbesondere Durlach auf dem Marke durchzusetzen, traten eine feindselige Haltung der Valger Bevölkerung und der Uebergang der Baden-Badenschen Markgrafschaft unter die Herrschaft der Durlacher Linie erschwerend hinzu.

Zwar wurden die Eingaben der Valger, die sich über die Entnahme von Erde auf ihren Aekern ohne Entschädigung beschwerten, auf ein Gutachten des Hofkammerrats Dürfeldt zurückgewiesen, dagegen mußte die Baden-Badener Fabrik gegenüber der Durlacher Manufaktur, die hier auch Erde bog, Konzessionen machen.

Das kommt in der Neufassung der Konzession vom 9. April 1772 durch den Markgrafen Karl Friedrich zum Ausdruck, der dort bestimmt, daß die Baden-Badener nur herstellen dürfen: „alle Gattung von porcelaine, mit Ausschluß des Fayence und gemeinen Hafnergeschirrs.“

Wir können in der Geschichte der Fabrik die einzelnen Etappen der Schwierigkeit ruhig übergehen, es soll festgestellt sein, daß sich immer mehr Geldnot herausstellte und auf entsprechende Eingaben und Gutachten die Regierung wiederholt mit ansehnlichen Darlehen unter die Arme griff.

Merdingens halfen auch diese Gelder nicht sehr viel, vielleicht lag es daran, daß der Baden-Badener Amtsmann Braun recht hatte, der sich über den Betrieb und seinen Inhaber im Mai 1776 äußerte: „das Arcanum ächtes Porcelain zu machen nicht gänzlich besitze, dabei auch ein sehr leichtsinnig und dem wein sehr ergebenen Mensch sei, als welchen er mehr denn seine Fabrik liebet.“

Im Jahre 1777 erfolgte auf eigenen Antrag Pfalzers die Versteigerung der Fabrik, die wie gesagt, in mark-

gräflichen Besitz überging. Der mit ihrer Führung beauftragte Amtsteller Würz war zwar kein Fachmann, dafür aber ein sehr gewissenhafter Beamter, so daß wir aus seinen Akten und Aufzeichnungen ein ungefähres Bild über die Produktion, die Rentabilität, ja sogar über die Käufer gewinnen.

Im ganzen wurden auf herrschaftliche Rechnung neun Brände durchgeführt, der erste am 3. Juli 1778, der letzte am 7. November.

In diesen Bränden wurden 3960 Stück erzeugt und zwar Tassen, Milch-, Kaffee- und Teekannen, Schüsseln und Häfen, Teller, Becher, Zucker-, Tee-, Salz- und Pomadebüchsen, Senfkännchen, „Gumpfen“, Urnen, Körble, Pfeifenköpfe, Tabakstüben, Augenwascher, Schreibzeuge, Fingerhüte, Verloques, Herzen, 14 Figuren und 1 Effigie- und Delferwie.

Ueber die erzielte Qualität gibt Würz folgendes Urteil ab: „gut“ etwa 85 Proz., mittel etwa 27,8 Proz. und Ausschuß rund 87,7 Proz. Von den Preisen, die je nach Größe und Ausführung — gemalt, weiß, braun oder blau — variieren, seien genannt: Tassen 8—32 Kreuzer, Untertassen 2—4 Kreuzer, Milchannen 12—40, Kaffeeannen 24 bis 28, Schüsseln 12—28, Teller 16—24, Pfeifenköpfe 8—48, Schreibzeuge 20, Zuckerbüchsen 14—20, Effigie- und Delferwie 56, Figuren 1 Gulden. Der Nutzen des Brandes betrug bei feiner Ware 42—52 Gulden, bei gemeiner Ware 14—15 Gulden.



Eine Reihe von Markenzeichen

Nach den 9 Bränden in herrschaftlicher Regie wurde das Anwesen samt Vorräten versteigert, die Waren erbrachten einen Gesamterlös von 168 Gulden 9 Kreuzern. Geheimrat Schmitz, der frühere Konservator der städtischen Sammlungen hat sich die Mühe gemacht, den Besitz der bekannten Baden-Badener Stücke festzustellen, auf Grund dieses Materials und weiterer Erkundigungen ist man nun daran gegangen, die infolge ihrer Seltenheit wertvollen Porzellane wieder an ihrem Herstellungsort zu vereinigen.

\*

Das Markenzeichen ist nicht einheitlich, öfters auch schlecht ausgeführt, es zeigt aber im Prinzip immer das mit dem Fürstentum gekrönte badische Wappen. 1 bis 3 zeigen es ganz klar, auch bei 4 ist trotz der Unklarheit der Fürstentum mit dem Kreuzchen noch klar zu erkennen, während die übrigen wieder sehr klar und eindeutig sind. Man geht wohl in der Annahme nicht fehl, daß so gebrannte Stücke hauptsächlich aus der markgräflichen Regierzeit stammen, denn unter der Leitung Pfalzers finden wir zum Teil sehr mißglückte Zeichen, für die Fayencen wurde übrigens das Wappen ohne den krönenden Fürstentum verwendet.

\*

Unsere Abbildungen zeigen besonders schöne Stücke des Baden-Badener Porzellans, die sich sämtlich im Besitz der Städtischen Sammlungen befinden. Außer diesen gibt es noch einige bemerkenswerte Erzeugnisse, die im Kloster Vichtental, im Landesmuseum Karlsruhe, Museum Hamburg, im Besitz der markgräflichen Familie sind.

Die Qualität des Porzellans ist recht gut, die Bemalung erscheint entweder in bunt oder in blau und ziegelrot. Lange Zeit wurde an der Echtheit Baden-Badener Stücke gezweifelt, heute steht es aber einwandfrei fest, daß die Manufaktur in ihrem siebenjährigen Bestehen doch eine große Reihe von Erzeugnissen auf den Markt gebracht hat, wenn auch der überwiegende Teil minderer Qualität war und im Alltagsgebrauch längst untergegangen ist.

Mit der Vereinigung der besten Erzeugnisse haben die Städtischen Sammlungen ein sehr lebendiges und bemerkenswertes Stück Alt-Badener Geschichte wieder aufleben lassen, eine Arbeit, die nicht nur das Interesse der Fachwelt, sondern zu Recht auch die Beachtung aller der Kreise findet, die an der Vergangenheit ihrer Heimat Anteil nehmen.

## Neue Gesichter im Staatstheater

Mit dem Beginn der neuen Spielzeit im Badischen Staatstheater ziehen auch eine Reihe von neuen Künstlern in unseren Musentempel ein. Im Laufe der Spielzeit werden alle Karlsruher als eifrige Besucher des Staatstheaters genügend Gelegenheit finden, sich von dem Können und den Leistungen dieser neuen Kräfte zu überzeugen. Heute stellen wir unseren Lesern vier dieser Künstler im Bild vor.



Erika von Draaz als erste Heldin für das Schauspiel  
Aufn.: R. Clausen, Berlin



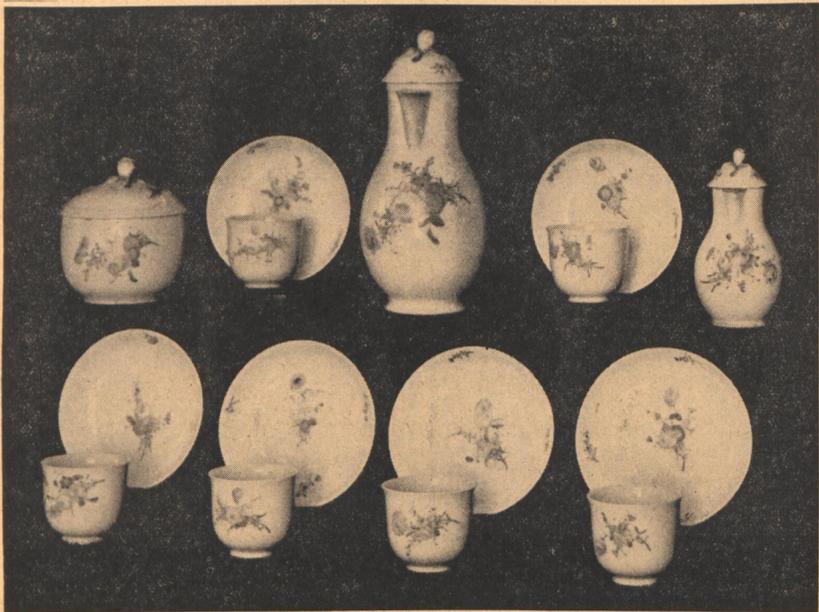
Karl Rühl für das Fach des Vaterspielers im Schauspiel  
Aufn.: Pietsch, Frankfurt a. M.



Elfriede Götze als Opersoubrette  
Aufn.: Schmiedt, Hamburg



Wilhelm Greif als Bassbuffo  
Aufn.: Staatstheaterarchiv



Komplettes Service in Baden-Badener Porzellan (Eigentum der städt. Sammlungen Baden-Baden)

Aufn.: Jungmann & Schorn, Baden-Baden (2)

# Der Meister und sein Schüler

Von Heinrich Zerkowen

Balthasar Permofer hebt den eisenschlagenden Dedeel einer schweren Truhe. Durch die hohen Fenster des Meistershauses, in dem während des Zwingerbaues zu Dresden der Meister Werkstätten untergebracht ist, flutet das weiße Licht einer lauen Vollmondnacht. Vom benachbarten Schloß her vernimmt man den gleichmäßigen Schritt der Posten. Sontsch schläft die Stadt.

Der Alte atmet tief und öffnet den Mund, als wolle er etwas sagen. Er fählt fast körperlich die Feierlichkeit dieser Nacht. Gleich das weiße Licht des Mondes mit dem Wehen weißer Tücher? Stille ist um ihn. Und schwingt nicht doch ein einziger Ton in der Luft, hell und mahnend, der ihn ruft, während alle anderen schlafen dürfen? Etwas greift an sein Herz, daß dem harten Manne ängstlich wird und wehmütig zugleich. Die Worte aber vernimmt er jetzt ganz deutlich: „Wie lange noch, Balthasar Permofer — wie lange noch?“

Er hat sonst geschäftig und gewirkt, Eisenbein geschliffen und Sandstein gefurnt, große Herren abkontert und um den Lohn gefächelt. Da drinnen in der Lade liegt seine selbstverfertigte Grabinschrift, worin er anführt, daß er gearbeitet habe in „Marmorstein, Wachs, Holz, Metall und Eisenbein“. Und hat er sich nicht schon einen Totenkopf geschliffen für den eigenen Sarg?

Der Meister schüttelt sich, er will sich aus einer ungeschicklichen Umklammerung befreien. Er redt sich. Kühn ragt seine hohe Stirn. Wer will etwas von ihm? Da sind seine Figuren, riesig, aus Stein, unvergänglich. Hier steht er selbst, gesund und voller Kraft. Genau so stolz wie früher da man ihn wegen dieses Stolzes mit Karl XII, dem unerbittlichen Gegner Augusts des Starcken, auf eine Stufe gestellt und er zu sagen wagte: „Alexander, denn er ist König und ich bin Künstler.“ Ist daran heute etwas anderes geworden?

Keine Antwort. Der Ton ist fort. Weiß flimmert der Mond. Eng und dumpf ist es geworden im Raum, darin noch der beizende Rauch der Kerze wie eine dunkle Wolke liegt. Balthasar Permofer greift nach seinem Degen und dem roten Mantel.

Da — als er sich gerade zur Tür wendet, löst sich lautlos ein Schatten vom Fenster ab. „Meister!“ ruft es heimatlich ängstlich hinter ihm her. Und noch einmal: „Meister!“

Ist das nicht wieder der Ton, dieser hell klingende, mahnende? Feinst, ist bin frant, denkt Permofer. Aber da greift eine Hand nach seinem Mantel und vor ihm steht ein Mädchen. Zwei funkelnde schwarze Augen brennen in dem nachbleichenden Gesicht.

„Was willst du — Mädchen?“

„Ich weiß es nicht“, klingt es wie ein Hauch. „Bei euch sein? Ich heiße Emale.“

„Du bist eine Zigeunerin, wie? Ich mache mir nichts aus Weibern, erst recht nicht aus so jungen“, lacht der Meister verächtlich.

„Ich heiße Emale, und euer Schüler, der Valentin Schwarzenberger, ist mein Schatz. Aber ihr dürft ihm nichts verraten“, bettelt das Mädchen. „Ich habe von ihm gehört, daß ihr ein Künstler seid und aus Steinen Götter macht. Und daß ihr keinen Menschen um euch habt, der euch folgt. Daß ihr in der Nacht nicht schlafen könnt und glaubt, alle Welt sei euch feindselig gesinnt. Daß ihr nicht lacht noch trinkt und zu einem Totenkopf betet anstatt zur heiligen Madonna.“

„Mädchen — bin ich aber ein schlimmer Bursche!“ muß Permofer lachen, und er streicht das Gesicht dicht unter seinem Herzen.

„Ach, deshalb komme ich ja. Ihr seid besser als die andern. Ich weiß es. Sie lachen über euch und euren Bart und nennen euch einen Narren.“

„Das ist richtig — Emale. Jeder Künstler ist ein Narr.“

Da ist Emale um den Tisch geschlichen, legt dem Sinnenenden von hinten beide Arme um den Hals, reißt den dunklen Bartkopf zu sich herab und küßt ihn frisch und warm mitten auf den Mund.

„So — das wollte ich, und weiter nichts“, sagte die Hexe, greift nach seinem Tuch und ist im nächsten Augenblick verschwunden.

„Emale!“ ruft Permofer wie aus einem Traum heraus. Doch niemand hört ihn. Emale ist fort. Der hohe Ton ist fort. Einmal, den Kopf in die Hand gestützt, verharret der Meister vor seinem mächtigen Arbeitstisch.

In seinen Gedanken formt sich ein Bild. Ein Schöpfung, wie man es an diesem schweren Mann nicht gewöhnt ist, verflücht sein Gesicht. Er horcht nach innen. Traum und Sehnsucht, Abschied und Bescheiden ringen nach einem Ausdruck. Frühling ist noch einmal kommen in der Nacht, aber die Knospen erblühen nicht mehr. „Emale“, sagt ruhig der Meister, während seine Hände schon an der Eisenbeinmaße schnitten. Er selber kann und darf nur gehorchen. Sein Gefühl allein bezieht die Form. Es ist ein seltsames Arbeiten, unablässig, hundenlang.

Erst, da die Sonne mit hochgezogenen Rücken über den Platz läuft, ist Permofer fertig geworden. Beutlich stellt er das kostbare Gebilde vor sich auf, streicht es mit den Fingern. Er schmunzelt und wiegt den Kopf, die ihn kennen, wissen sodann, der Balthasar Permofer ist zufrieden mit seinem neuen Werk.

Ruh aber noch einen Schuß kühlere Morgenluft hineingetragen in den übermäßigen Körper! Nachher, wenn die Schüler kommen, heißt es, einen klaren Blick und

ruhige Nerven zu haben. Er greift nach Mantel und Degen, er geht seinen Weg der Erde zu.

Und fast gleichzeitig betreten die Schüler die Werkstatt. Stumm grüßen die kleineren Figuren. Ein Vortritt fliegt zwischen ihnen durch, sie rühren sich nicht.

Da — einer löst einen Schrei der Bewunderung aus. Auf dem Arbeitstisch des Meisters hat er ein kleines Wunder emblet. Darum also ist er fort. Er hat gearbeitet die Nacht über. Eine Kumpfe ist es mit sterblich schmalen Gesicht, die Rippen wie zwei Halbmonde geschwungen.

Und Valentin Schwarzenberger ist schon herzu getreten. Fassungslos starrt er seine Kameraden an.

Die aber haben sich gemeldet, den Meister zu grüßen, der aufgeräumt die Werkstatt betritt. Balthasar steht, daß Valentin Schwarzenberger seine Figur in Händen hält, er aber blüht durch ihn hindurch wie durch Glas.

„Guten Morgen, Freundel! Noch nicht an der Arbeit?“

Schwarzenberger steht noch immer, die Eisenbeinfigur in der Hand. Ihm ist, als müsse er erwidern. Seine Haare fliegen. Er stammelt heiser: „Meister?“ Der aber antwortet sorglos: „Kennst du die Emale wieder?“

Keiner weiß zu sagen, wie rasch das gekommen ist: Valentin Schwarzenberger springt zwei Schritte vor, er greift einen Hammer und schlägt wortlos auf die Figur ein, immerzu, daß die Stücke im Raum umherpringen. Glammend sehen die beiden sich in die Augen, der Meister und sein Schüler. Schön wie der kleinere Jüngling aus Hellas steht Valentin Schwarzenberger da, ein junger Mars, ein kleiner Gott der Rache.

Aber es geschieht ein Wunder, daß der Meister wie geistesabwesend zu lächeln beginnt. Etwas ungewohnt Mißes liegt in seiner Stimme: „Gut so, mein Sohn, ausgezeichnet — mein Sohn! Nur, was er sich da zurecht macht, das stimmt nicht. Der Emale ist nichts gezeichnet — nichts. Versteht er? Aber wenn er Lust hat, dann kann er sein Geistesfind machen. Ich stelle ihm die Aufgabe, die Kumpfe Emale zu modellieren. Da er verstanden?“

Langsam senkt sich der Arm des Jünglings. Eine neue Note brennt ihm die Wangen hinauf, doch es ist nicht die

# REGEN

Von Rudolf Paulsen

Das ist wie Lauschen in dem Vorjahrtausend Am offenen Fenster in dem Regen spät, Tiefdunkel ist der Wind gefüllt, der brausend, Mit Schicksal, das verging und nie vergeht.

Das ist das Lied vom Sein, das eh gewesen, Vom Sein, das wird und wir nicht wissen; Das Lied ist schwer zurück — voraus zu lesen, Nur von dem Rhythmus sind wir hingerissen.

Der Regenfall Symbol des Allgeschehens, Das schmerzt und sänftigt selben Augenblicke: Kein Tropfen fällt, der nicht des Auserstehens Gewürdigt sei durch Gnade des Geschicks.

Er fällt ins Meer, aufs Land, und warme Sonne Saugt, daß er wieder mittiglich gerötet Hinaufschwebt in der Wolken schwang're Wonne Und selig schwingt, bis Ueberschwang ihn tötet.

Stut des Jorns. Er senkt den Kopf immer tiefer, plötzlich liegt er auf den Knien vor dem verehrten Meister und küßt seine Hand, ehe der es ihm wehren kann: „Schon gut, mein Sohn!“

Und im gleichen Augenblick wendet sich Balthasar Permofer zu den übrigen: „Was klost ihr da in den Tag hinein — na? Hammer und Meißel her, ihr Windhunde! Balthasar Permofer hat zu arbeiten. Noch anders als kleine Kumpfen — nicht wahr, Schwarzenberger?“

Aber von dem kommt keine Antwort. Nur ein Hämmern dröhnt durch den Raum, denn Valentin Schwarzenberger wird bald schon ein Gefelle sein . . .

# DIE FEUERTAUFE

Von Mario Heil de Brentani

Wir waren unser drei Lehrbuben in der Gießerei des alten Werkes im Süden der Stadt. Zwei wollten Gießer werden wie die anderen mit den grünen Ramskönen und den Wechtern, die selbst aus Formwand gemacht zu sein schienen; ich wollte — es ist nie etwas daraus geworden — auf die Technische Hochschule kommen und das gleiche werden wie Vater und Großvater, Fabriken bauen und Maschinen darsinellen und die kleinen und großen Käder in Schwung bringen, auf daß Arbeit werde.

Wir waren Kameraden vom ersten Tage an und unter aller Kameraden war ein weltfälliger Hüne mit verengtem Schnurrbart und Armen wie die Greifer des alten freischwebenden Aufbaus draußen auf dem Fabriksfeld. Das war der Formner Permofer, der uns gleich am ersten Tage grob anfuhr — „Damit ihr euch hier beiseiden zu benehmen lernt“, fuhrte er und rollte die Augen dabei. Beim Herweg nahmen die großen Räderkästen und auch die Schmuwadere ihren Anfang. Freilich, jeder im alten Werk hatte sein Teil daran gegeben, die Rechner und die Modellschreiner, und die Kermacher, und noch mancher wird Hand daran legen: Die Gießpöcher, mit den vom feinen Gießfluß verborbenen Fingern, und der Gieß senkt, als sei es weiches Zannholz, und auch die Dreher, und die Reute mit dem Federhalter hinter dem Ohr im Kalkulationsbüro . . . Es ist nicht einer ausgenommen!

Aber bei Herweg kommt es zur Welt, das artoße Schwungrad! Und weil wir's heute gießen werden, sind wir ruhig, der Herweg und seine drei Buben; denn

heute wird nicht unser Spachtel die Form mit Graphit polieren, daß sie leuchtet wie Stahl, und man es nicht glauben möchte, daß doch alles nur launhafter gelber und roter Sand aus dem feuchten Keller des kleinen, buckligen Hilfsarbeiters ist, den sie seit zwei Jahrzehnten Nase nennen, wie den Buzer im Märchenbuch, und dessen Namen niemand recht kennt.

Wir haben das dehnigte Eisen gemischt, Meister Barth, der Alte vom Schmelzofen, hat es nachgeprüft und die Hoch-eisenbaren selbst in die lodrige Luft droben poltern lassen. Jetzt steht der Barth vor dem Spund, jetzt schlägt er den vertrusteten Schmelzofen weg, und singend und rauschend prallt der weiße Fluß in den Tiegel, daß hoch auf die Kanten fliehet und uns die Haare verlegen. Der heiße Akte des wilden Metalls steht wie eine alternde Wolke über dem Tiegel, und wir machen die Augen klein.

„Näher ran!“ schreit der Barth in das Singen hinein, und der Mann oben im Maßzinnenaufbau läßt den Motor brummen und schickt den artoßen Tiegel hart an den Ofen. Auf dem artoßen Boden liegt eine Traggabel, die ein Formner nicht weggeräumt hat. Sie steht dem Tiegel ein wenig im Wege, und ich pade sie an einem Ende — da bricht der Himmel auseinander, und die Sonne flürzt in mich hinein — ein breisender Schmerz will mir die Brust zerfalten, ich habe keinen Boden unter den Füßen, ich fliege weit ins AL, und von der Sonne weg, so beacht mich, denn es wird dunkel um mich. Dann schlagen laute Stimmen an mein Ohr, eine ruft meinen Namen, die andere rinkt mit dem Gießmeister. Als ich aufwache, knien sie um mich, und ein alter Mann gießt Wasser in mein Gesicht.

„Wo hast Du's abgetriegt?“ fragt der Herweg, aber ich sage ihm, daß ich nur geblendet war, weil ich zu nahe am weißen Fluß stand. Das Loch auf dem blauen Anzug haben sie nicht gelehrt, und ich beise die Zähne aufeinander, daß mir die Kinnbäden weh tun. Ich will hierbleiben, will das große Schwungrad mit dem Herweg sehen — Ich bin nur ein kleiner Bub und hat auf meine Schmerzen in der Arbeit. Wenn sie mir nicht nur Wasser auf den Leib geoffen hätten . . . Da nehme ich die Kanne mit dem Maschinenöl und atiehe mir heimlich den schillernden Fluß ins Hemd hinein.

Jetzt greift der Maßzinnenaufbau den mächtigen Tiegel, als sei er ein Trintglas in der Hand eines Riesen, und fliegt mit ihm davon durch die große Halle, daß der brodelnde Akte wie eine Feuerfabne hinter ihm her flattert. Ueber der Form hält der Feuerkopf; langsam fließt er hinaus und giera neigt sich sein feuriges Wangen über den Gießtrichter.

Der Herweg ist zu Stein geworden in dem Feuersehen. Das Kamifol ist der artoße Panzer und die kleine Kanne der Helm. Als dann die Blutmassen in den Trichter fahren, bilden wir gepannt auf die Ausläufe. Aber noch starren sie uns tot an, da — aus dem einen Orinat der dunkel gewundene Strom, da — aus dem zweiten und fest aus dem dritten — nur der vierte gähnt noch schwarz, obwohl der Strom schon zu verfliegen ein ziehen, von der Stirn quer zum Kinn, und macht eine geaukte Grimasse daraus. Wir wissen wie er: bleibt der Auslauf kalt und tot, ist das Werk vertan — „Nix du nicht schon zu alt?“ fährt es dem Herweg durchs Hirn. „Vor einem halben Menschenalter hat

du hier angefangen, dann warst du Soldat im Felde und hast halt Schwunradler zu gießen aus glühenden Mörteln den Tod in den handrücken Himmel aenat. — Die merden jetzt einen Jungen an deinen Platz stellen und ihm dein Handwerkszeug in die Hände geben, sie werden dir ein schön bedrucktes Papier in die Hand drücken und dich bitten, „doch gelegentlich einmal vorbeizukommen“, wie man es so mit Jubilaren tut. — Da wird das Gold des Panzers mude und blaß, und aus dem Helm wird wieder eine schmucke Klatzappe . . .

Da perri sich der Trichter dem Ströme. Er ist kalt, kann keinen Wasser mehr hinunterwürgen. Der Herweg fährt aus seinen immerwährend Gedanken hoch und atbt dem Mann im Aufzuge ein Zeichen. Da sprangen die Motoren mit hellen Stimmen an, und der Feuerkopf fliegt, milienlos schaufelnd wie eine lebensleere Säule zum Schmelzofen zurück. Der Herweg ist alt geworden in diesen Minuten. Mude zählt er die vollgelaufenen Ausläufe nach — eins, zwei, drei, vier!

Und dann noch einmal, als habe man ihn anerrtet: Drei, vier!

„Du, Du!“

Seine Stimme tönt wie ein knender Ambosch, und der mächtige Körper des Alten wächst empor . . . „Es lag an der artoßen Mischuna!“ laut wüster der Barth.

Schlag auf Schlag brechen sie mit den Vorschlaßbümmern die zu Stein erlarrte Form auseinander und legen das Schwungrad frei. Als der Herweg mit einem Hammer daraninschlägt, klinkt eine adende Stimme uns entgegen.

„Wir haben Feuertauft gehabt heut“, sagt der Herweg. „Du deine erste, Bub, und ich meine letzte . . .“

# Das Hühnchen

Von Erich S. Höfelsberger

Reponmt Dreifisch sah in seinem Stammlokal. Ein Gast am Nebentisch bekam gerade ein stattliches Hühnchen gebracht.

Veitend trotz Dreifisch der Duft in die Naslöcher. „Derr Ober!“ ruft er als Mann mit Entschlußkraft sofort, „bringen Sie mir auch so ein Ding da!“

Gerade als ihm der Ober das braungelängende Hühnchen auf den Tisch stellt, kommt sein Freund Emil Zunder. Der steht tief seine Nase in den aufstrebenden Dampf und lagt mit toderntem Gesicht:

„Repo, das Hühnchen riecht.“

Dreifisch hält nur auch seinen Nieser in den Raum, der senkrecht von der Platte in die Höhe fliehet, gleichsam, als wolle er damit andeuten, daß der kommende Geruch den Menschen wegführt von den irdischen Dingen zu höheren Idealen.

„Wirklich, Emil, es riecht.“

Und er denkt an sein verfluchtes Magenleiden, das ihm schon manchen ablen Streich geliefert.

„Es riecht“, wiederholt er, und seine Augen bliden verfliehet.

Inzwischen hat Zunder das Hühnchen schon vor sich gestellt.

„Ja, ich du es!“ sagt Dreifisch und schluckt.

Mit Messer, Gabel und Fingern macht sich Zunder das Hühnchen zurecht und schiebt die saftigen Brocken zwischen die Zähne.

Dreifisch zerreißt's fast das Herz, als er zusehen muß, wie sein Freund einen Knochen nach dem anderen abgenagt auf den Tellerand schiebt.

Ihm schnürt's die Kehle zusammen.

Und als Zunder den letzten Nüssel färbendlich vom Fleisch befreit zur Seite legt, sagt Dreifisch wehmütig: „Ja, ja, Emil, dein Magen ist halt in Ordnung. Dir mach's nichts aus, daß das Hühnchen nicht mehr ganz einwandfrei war.“

„Aber, Reponmt“, gibt ihm Zunder erkannt zur Antwort, „wie kommt du denn dazu, zu behaupten, daß Hühnchen wäre nicht einwandfrei gewesen?“

„Du hast doch selbst gelagt, daß es riecht.“

„Ja, Repo, ich habe auch behauptet, daß das Hühnchen riecht. Aber ich habe doch kein Wort davon gesagt, daß es schlecht riecht. Im Gegenteil, es hat sogar sehr gut gerochen und noch besser geschmeckt.“

# HALTBARE WARE

Eine heitere Geschichte von Peter Steffan

Neulich traf ich Max, als ich nachmittags nach Büro schlief auf meinen Bus wartete. Da ich knapp bei Kasse war, ver barg ich mein Gesicht hinter meiner Zeitung, aber er erkannte mich sofort. Max gehört zu den Leuten, die nie Geld haben, und immer dann, wenn sie einen treffen, zufällig gerade unbedingt 10 oder 20 Mark brauchen, „nur bis morgen, natürlich“. Er geht meist etwas abgeriffen in der Gegend umher, so als hätte er gerade irgendeinen ablen Sturm erlebt, heute aber erstrahlte er in ungeachtetem Glanze.

„Donnerwetter, Max!“ sagte ich. „Wo hast du denn den fabelhaften neuen Weberzieher her?“

„Neu?“ rief er aufgeregt. „Neu? Mein lieber Freund, Adams Feigenblatt zehn Jahre nach dem Sündenfall war ein Prachstück gegen dieses alte Weidell! Und da sagt der Kerl neu! Ha!“ Und er lachte in bitterem Spöne. „Aber ich habe eine Bitte . . .“

„Der Mantel ist also nicht neu?“ unterbrach ich ihn schnell. „Wie lange hast du ihn denn schon?“

„Genau sechs Jahre“, antwortete Max düster. „Ich erstand ihn 1932 im Ausverkauf. Damals meinten schon alle, es sei kein guter Einkauf gewesen. — Aber, was ich sagen wollte . . .“

„Er scheint sich aber doch recht gut gehalten zu haben“, sagte ich rasch, vor allem darauf bedacht, ihn nicht ausreden zu lassen.

„Und dabei ist er so strapaziert worden!“ rief Max. „Du wirst dich sicher an die Affäre mit Margot erinnern im Sommer 34. Du weißt, ich beschloß, mir das Leben zu nehmen. Ich sprang in die Spree, änderte aber dann in der letzten Sekunde doch noch meinen Entschluß und schwamm ans andere Ufer.“ Er schwiege eine Weile, in trübe Erinnerungen versunken. „Damals irug ich ihn“, sagte er dann finzu.

„Er hat das Bad wirklich fabelhaft überstanden!“ rief ich heunundernd. „Und was hat er denn noch erlebt?“ Der Mantel schien mir ein einigermaßen sicheres Gesprächsthema zu sein.

„Da war der Brand in unserem Hinterhaus im Jahre 36“, sagte Max. „Ich fürchte mich, von hohem Turm befeelt, in die Flammen, um das schöne Fräulein Theresie zu retten. Zwei Feuerwebrleute mußten mich mit Gewalt vor dem sicheren Tode zurückziehen, und das Fräulein Theresie hatte schon längst ein anderer geredet. Nicht einmal die Rettungsmedaille erhielt ich, obgleich mir sämtliche Kleider in Regen vom Leibe hingen!“

„In Regen?“ rief ich erstaunt. „Der Mantel? Aber wie ist denn das möglich?“

„Das ist es ja gerade!“ erwiderte Max. „Ich hatte ihn nämlich an dem Tag gar nicht an. Er war zufällig gerade auf dem Feighaus.“

Ich sah meinen Bus in der Ferne auftauchen. Das Unheil schien für heute abgemehrt.

„Und dann?“ fragte ich.

„Das war im Mai 38“, sagte Max. „Seitdem habe ich ihn genau zwei Jahre getragen: tagaus, tagein, in Regen und Schnee, in Nebel und Sonnenschein, in der Stadt und auf dem Lande, bei Hochzeiten und bei Begräbnissen — zwei ganze Jahre. Und getern . . .“

„Was war getern?“ fragte ich noch über meine Schulter zurück, indem ich meinem Bus zustrebte.

„Getern“, sagte Max, „ja, getern, da war ich im Konjert, und da hat mir die Garderobenfrau aus Versehen einen anderen zurückgegeben.“

# Bemooster Bursche / Von Heinz Stegweil

Es gibt Menschen, die werden immer lebendiger, je länger sie tot sind, und diese lyrische Feststellung hat recht auch im Dasein des einzelnen. Denke ich an den alten Nachbar Wiefenbrück, vor dreißig Jahren noch ein Arat Arznei, Sanitätsrat und Armenpfleger dazu, so geht mir das Herz auf wie eine Knospe. Der alte Wiefenbrück reißt seinem Kinde eine saure Arznei, ohne zugleich eine Süßigkeit zu verordnen. Und er tat seinem Ermöglichen die Pein eines Aderlasses an, ohne den Schmerz durch eine Schmirne aufzuheben, mindestens aber zu lindern. Das ist beinahe eine ewige Philosophie. — Also berichtet der alte Wiefenbrück gerne, daß er im Jahre 1909 — nach langer Zerkunft durch die Fremde — zum erstenmal wie-

der an den Rhein gekommen sei, und zwar in die Universitätsstadt Bonn: „Ich kann Euch sagen, mir allem Eitel tief es nur so über die Baden! Ein Jugendfreund führte mich noch einmal durch die Hörsäle: es waren die alten Räume und die alten Bänke, in denen ich noch gehorcht und gelernt hatte! Und dann kamen mir nach Godesberg: Immer noch die alten Kneipen, die alte Burg! Ach, und abends spazierten wir, weil es warmer Sommer war, am Rhein entlang, das Siebengebirge vor uns, ein Wunder, sag ich, ein wahres Wunder. Schaut: Johanniskirchen flogen, die Studenten kamen mit schönen Mädchen am Arm, ich sagte laut und verzückt: Immer noch das alte Bild und die alte Sehnsucht, immer noch die alte

Stiele — Das aber hatte einer von den Studenten gehört, so daß er sich losriß von den Mädchen und mich durchaus wassenschlingig zur Rede stellte: „Herr, was erlauben Sie sich? Diese Dame ist meine Schwester!“ — In diesem Augenblick fiel ein Zeichen, von der Stirn quer zum Kinn, und machte eine geaukte Grimasse daraus. Wir wissen wie er: bleibt der Auslauf kalt und tot, ist das Werk vertan — „Nix du nicht schon zu alt?“ fährt es dem Herweg durchs Hirn. „Vor einem halben Menschenalter hat

# Das deutsche Thermopylae

Zum 300. Todestag Georg Friedrichs von Baden am 14. September

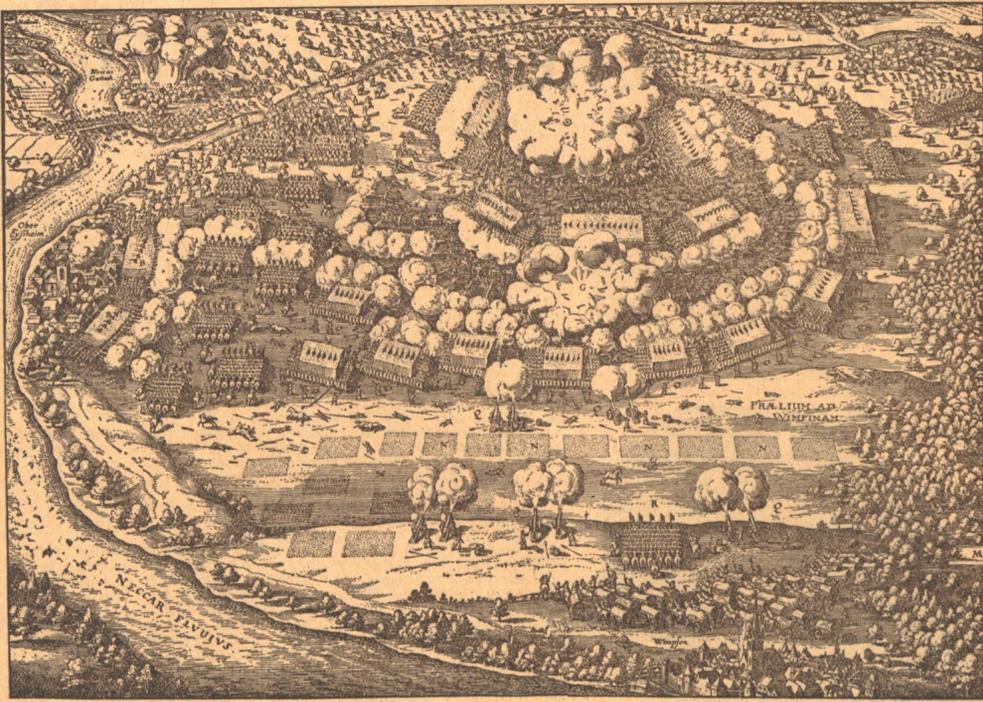
Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach tat einmal eine Aeußerung über den Krieg, die im grausamen Zeitalter der Gegenreformation selten ammutet und fast von einem Deutschen der Gegenwart stammen könnte: „Der Krieg ist ein gefährlich, Ausgangshalbes mißlich und an sich selbst ein böß, verhaßt Werk, welches man mit leichtlich soll vor die Hand nehmen, des sei dann die

nicht zu begreifen. Der Feldherr der katholischen Liga, der Wallone Tilly, mußte sich um diese Zeit bei Heidelberg vor den Schlägen des Ernst von Mansfeld zurückziehen, vereinigte sich im Nedartale mit dem Feldherrn Cordoba und zog südwärts gegen Wimpfen, wo sich Georg Friedrich seinem Heeresbann stellte wie ein deutscher Leonidas.

Die bei Knielingen gemusterte Armee des Badenens zählte 15 000 Mann; mit diesem kleinen Haufen wollte der Vermoegene Tilly entgegenreten, obwohl ihn viele Stimmen, zumeist aus der markgräflichen Familie, warnen und zurückhalten wollten. Doch Georg Friedrich erfüllte sein deutsches Schicksal; kein blinder Ehrgeiz trieb ihn an. Tilly hatte bereits eine militärisch günstige Stellung auf den Höhen eingenommen, während der Markgraf, weniger vorteilhaft, sein Lager beim Dellinger Bach aufschlug, seine Kanonen und die Wagenburg aufstellte.

Aus dem Dornwald begab sich bald ein möderisches Schießen der Liga-Truppen. Die Badener aber kämpften unerschütterlich. Der Markgraf stellte sich selber an die Spitze seiner Soldaten, die Schlachtlinie Tillys mußte weichen, ein Teil der feindlichen Reiterei jagte dem Neckar zu. Plötzlich stürzte ein neapolitanisches Regiment, die Kerntruppe der Liga, mit solcher Macht gegen die badische Front, daß Georg Friedrich neun Kartäunen verlor und nunmehr selber dem Feuer dieser möderischen Geschütze ausgesetzt war. Als gar ein Pulverwagen getroffen wurde, und die Wagenburg in Flammen aufging, gab es keinen Zweifel mehr über die Entscheidung der Schlacht.

Georg Friedrich von Baden suchte den Tod; er fand und kämpfte im ärgsten Gemüß, umgeben von den vierhundert heldenhaften Fürstentümern, die als die Spartaner der Neuzeit in Geschichte und Sage eingingingen und aus dem Tage von Wimpfen ein zweites Thermopylae machten. Als sich der Markgraf nach aussichtslosem Kampfe mit seiner



Die Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622 Aus dem Theatrum Europaeum. Die Hauptmacht des Markgrafen stand innerhalb der Wagenburg, in der die Explosion der Pulverwagen große Vernichtung hervorbrachte. Der Buchstabe N bezeichnet die ursprüngliche Stellung der ligistischen und spanischen Armee, P die Tillysche Reiterei im Vorrücken.



Georg Friedrich Aufnahmen: Ansmann-Archiv

äußerste Noth, so kein Gefeh Leibel, vorhanden, oder man müsse solches zu Rettung seiner Ehre und Versicherung Land und Leute notwendig thun.“ Der Autor eines der bedeutendsten militär-wissenschaftlichen Werke des siebzehnten Jahrhunderts, eben der Markgraf von Baden-Durlach, hätte im Jahre 1614, als er diesen Ausspruch prägte, nie daran gedacht, welche Bedeutung der Krieg gerade in seinem Leben erhalten mußte. Wäher wurden Leben und Werk dieses badischen Fürsten immer nur vom Standpunkt der Religionskämpfe gesehen und erhielten dadurch vom gesamtdeutschen Blickfeld aus eine geringfügige Rolle zuerleilt. Man erblickte in Markgraf Georg Friedrich stets nur den deutschen Fürsten in der Südwestecke des Reiches, der sich im Ausbacher Kloster Thausen mit Friedrich IV. von der Pfalz, dem Landgrafen Moriz von Hessen, dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, dem Herzogen Johann Friedrich von Mecklenburg und Philipp Ludwig von Neuburg, den mächtigen Reichsfürsten Straßburg, Nürnberg und Ulm traf und sich mit diesen Anhängern des lutherischen Glaubens zur evangelischen Union zusammenschloß. Während auf seinen des Kaisers Wallenstein den Ruhm des Heldentums erzielte, fand im reformierten Lager der männliche Gustav Adolf ganz im Blickfeld der Geschichte. Eine spätere romantische, stark national gefärbte Geschichtsschreibung verhalf dem kühnen Bernhart von Weimar, dem Helden von Breitenfeld, zu einzigem Ruhm, während die Front der Union im schwedischen Raume legendär, doch meist unbekannt blieb.

Alfred Rapp hat sich in seiner „Deutschen Geschichte am Oberrhein“ mit leidenschaftlichem Eifer um ein neues Geschichtsbild der Geschichte in Deutschland in seinem verhängnisvollen Jahrhundert bemüht. Seine Sätze haben für uns Ueberzeugungskraft und Miltigkeit, weil sie ähnliche Deutungen enthalten wie die Werke unserer ernstesten Geschichtsbetrachter der Gegenwart, die sich gesamtdeutscher Entwicklung widmen. Die Haltung Georg Friedrichs von Baden kann nur aus der Lage damaliger gesamtdeutscher Verhältnisse erhellt werden; der Markgraf steht somit klar als eine jener unvergänglichen Gestalten vor uns, die zugrunde gingen, weil sie zu ungelegener Zeit einen deutschen Gedanken im Herzen trugen. Alfred Rapp vermeidet in seinem bedeutenden Werk die Gegenüberstellung: Reformation — Gegenreformation, Protestantismus — katholische Kirche. Er zeichnet mit unheimlichem Schermermögen die große Gefahr des frühneuzeitlichen Deutschland: Weltabsburg. Er gibt uns ein Bild von spanischen Soldaten, die Konstantin bestärken, von französischen Deeren, die das Land der Eidgenossen und das deutsche Elsaß vermissen, von der fremdsprachigen Soldateska, die das von Jakob Sturm verteidigte Straßburg besetzen, dessen Lösung der „Erhaltung deutscher Freiheit“ galt, er schildert jenen gemaltigen Eroberungs-Schachzug, den Dabsburg auf Kosten des deutschen Reiches am Oberrhein wagte.

Diesen unheimlichen, kaum fassbaren Mächten, die damals alle Nationen einzufangen verstanden, stellt Rapp den Markgraf Georg Friedrich in seinem Zeitabschnitt gegenüber, der beim Herannahen der kaiserlichen Heere des dreißigjährigen Krieges suchte, daß die weltabsburgische Macht nun auch auf deutschen Oberrhein Fuß lassen möchte. Anders ist sein verweifeltes Dast, das er den besten Weisheitsträger der damaligen Welt gebot,

## Erlebnisse mit dem Mikrophon

Von Dr. Paul Laen

Unlängst hörte ich in Stockholm die Habitationsrede eines Privatdozenten, der von Tonking aus sprach. Dieser Mann hatte dort unten eine gute Stellung. Sie aufgeben und in seine Heimat reisen, um sich persönlich zu bewerben, schien ihm sehr umständlich. Welche Möglichkeiten verhofft doch heute der Rundfunk!

Der junge Schwede sitzt in einem kleinen Sendaum in Lonting. In Stockholm im großen Auditorium der Universität sind Professoren, Chemiefachleute und Studenten versammelt. Der Herr Dozent eröffnet die Versammlung. Dann reicht ihm der Ingenieur des schwedischen Rundfunks das Telephon und drückt in Ästen melde sich der Veneraber.

Und er kann beginnen. Schon längst seine Stimme aus dem Lautsprecher voll und klar, als sei er persönlich anwesend. Und um den Grad der Möglichkeit vollkommen, mußte der zukünftige Privatdozent der Chemie einige Tage später von Tonking aus noch einmal reden. Die Fakultät hatte ihm, um ganz sicher zu gehen, noch ein zweites Thema gestellt. Und das gute Ende ist, daß der Mann schon auf dem Wege in seine Heimatstadt ist. In kurzer Zeit wird er in Stockholm lehren.

Das Mikrophon! Es gewinnt für uns Funkente immer mehr Gestalt, eigenes Leben. Die mehr es in seiner Bedeutung wächst. Das Mikrophon macht sich selbständig. Früher hat der Marmorblock mit der Reifkonstruktion kalt in unserer Hand gelegen, wachte sich zaghaft vor, war den Menschen außer wenigen Eingeweihten fremd und schien ihnen ein wenig gefährlich. Die Zeiten sind vorbei, in denen die Menschen verstimmt und ängstlich aufgaben, wenn dieser Marmorblock in ihre Mitte getragen wurde. Vor Jahren ist mir diese verdauliche Spannung, die das Mikrophon hervorrief, einmal besonders klar geworden. Wir hatten uns in ein Zigeunerlager hineingewagt. Da war ein Alter, der hiesige die Geige, war ein ehemaliger Primas. Da erzählte eine zerkümmerte Frau von vielen Wanderzügen. Und als wir in den ersten Wohnwagen des benachbarten Stammes kamen, herrschte eine solch eilige Stille, mußte solch ein plötzlicher Rückzug angetreten werden, daß der Marmorblock des Mikrophons beinahe noch zur Waage geworden wäre. Dieses Mikrophon wurde als Detektiv empfunden. Wie sich später herausstellte, hatten diese Zigeuner Ursache, niemand in ihren Wagen blicken zu lassen.

badischen Reiterei gegen Laufen zurückzog, hielten die Fürstentümer unter Führung des tapferen Pleidard von Helmstadt noch immer stand und deckten den abziehenden Truppen der Union den Rücken. „Man muß heben mit dem Gesicht gegen den Feind!“ Dieses Wort des Obersten Pleidard wurde uns überliefert, wie uns die Tat überliefert wurde, die das Wort adelte: Einer nach dem andern sank tot zur Erde! Bürgermeister Vehtold Deimling ergriff die Fahne, eine Kugel zerbrach ihm den Arm, er nahm die Fahne in die linke Hand, hielt sie fest, bis er sterbend umfiel. Da ergriff der junge Waffenschmied Albrecht Rosen das Panier der Union, die letzten achtzig Scharten sich um ihn, kritzen, bis sie alle fielen.

So endete das deutsche Thermopylae, eine ruhmreiche Episode aus dem unglücklichsten deutschen Krieg, eine Schlacht, die trotz ihres bösen Ausgangs die Kräfte verriet, die bereit waren, sich für den Gedanken der Reichsfreiheit einzusetzen. Daß die Reichsfreiheit auf dem Schilde des Markgrafen Georg Friedrich, der bald darauf im Grame starb, mit deutlichen Lettern geschrieben stand, das beweist neben dem blutigen Einsatz seiner Getreuen die schlichte Grabinschrift, die uns, aus dem Lateinischen übertragen, zu wissen gibt: „In diesem Grabe liegt dem Seibe nach der weiland durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Georg Friedrich, Markgraf zu Baden und Hochberg u. s. w., ein großmütiger Held, ein sehr andächtiger Verehrer der Frömmigkeit, ein sehr handhabter

Verteidiger der reinen Religion der Augsburgischen Confession und der deutschen Freiheit, welcher durch Tugend (das war sein Wahlspruch) sowohl im Kriege als auch im Frieden sich Ruhm erworben, ein tapferer Feldherr, in der Erkenntnis der Wissenschaften und der Sprachen, die er sich durch seine vielen Reisen erworben, unvergleichlich, mit unzahligen Ehrbüchern überhäuft, niemals gebrochen, mit einem Wort ohne Schmeichelei eine Krone der Fürsten. Er war geboren zu Karlsburg im Jahr 1573 den 30. Januar. Er regierte einen Teil der Markgräflichen Lande mit seinen Herren Brüdern elf Jahre und alle Lande zusammen achtzehn Jahre. Er hat gelebt 65 Jahre, 7 Monate, 15 Tage und ist gestorben zu Straßburg, den 14. September im Jahre 1638, dessen Seele lebt in Gott.“

Aber dieses Erlebnis war für eine gewisse Einstellung zum Mikrophon der „Gründerjahre“ des Rundfunks bezeichnend gewesen. Es lebte nur durch den Mund des Eingeweihten. Heute lebt es aus sich selbst, hat durch kurze Jahre seines Bestehens viel eigene Kraft und weiten Spielraum bekommen. Es umfaßt die Welt und dient den Menschen zu einer wunderbaren Verbindung. Wie weit vorgeschobene Lautsprecher sehen die Membrane des Kondensatormikrophons aus. Wo es auftritt, da sagen die Leute, da ist es. Und willkommen. Es gehört zu dieser unserer Welt wie irgendein anderes schon selbstverständlich geordnetes Wunder der Technik. Ist es noch ein Wunder? Wer sagt es noch als ein solches auf?

Es ist schon vorgekommen, daß der Sprecher bei irgendeinem großen Ereignis nicht rechtzeitig zum Mikrophon kam. Der Techniker war ratlos. Das Funkhaus hatte angerufen: „Es ist aufgehört.“ Das berühmte Wort, das diesen Punkt, an dem das Mikrophon steht, augenblicklich in den Brennpunkt stellt. Fragend sah dieser Techniker sich um. Wer kann hier Stellung beziehen, wer kann handeln d. h. sprechen? Es ist schon vorgekommen, daß der Techniker selbst sich schützte und plötzlich zunächst ergreifend ungelent, dann aber von der Aufgabe gepackt, klüffig und eifrig sprach. Es war aber auch schon so, daß irgendein Unbekannter, der gerade in der Nähe stand, in die Breite sprang. Das Mikrophon ist recht selbständig geworden. Weit hört es vor in den Raum, umfaßt

alles Lebendige. Die Atmosphäre, der Zauber aller Spannungswellen schlagen durch seinen Körper. Der Sprecher leistet nur helfenden Beistand. In Finnland hatte man den Gedanken erwogen, einen 50-km-Einflaß den Ödren so darzustellen, daß die Favoriten an allen Kontrollstationen ein paar Worte über ihre Absichten, über ihr Befinden, über ihre Gedanken, über den Stand des Rennens uhm. geben sollten und daß durch diese Sprachlampe aber ungeheurer intensive Berichterstattung die Darstellung eines großen Sportereignisses neue Wege verlucht hätte. Als es nun Wirklichkeit wurde, stellte es sich heraus, daß die verblieben und konzentriert laufenden Finnen nicht zum Sprechen zu bringen waren. Nur einige Wortchen kamen mit. Die Sprecher mußten doch wieder nachdrücklich eingreifen. Man erzählt sich, daß das Vernehmbarste, was von den Kämpfern hörbar wurde, ein sehr berühmtes Zitat war, das der Weltmeister Valtanen am 25-km-Kontrollpunkt ausrief. Eine besonders ergreifende Geschichte über die selbständige Wirkungskraft des Mikrophons hat mir der berühmte schwedische Sprecher Sven Yerring erzählt. Er hatte im vorigen Herbst und Winter mit seinem Aufnahmegerät des schwedischen Rundfunks eine vier Monate lange Reise durch Amerika gemacht und hatte die dort zahlreich mohnenden Schweden besucht, hatte Gräber der Heimat gebracht und sich danach erkundigt wie sie lebten, wie es ihnen ging. Er war zu einer Farm gekommen in Kentucky, in der ein alter Bauer lebte, der noch in Schweden geboren war. Seine Kinder waren schon groß, wollten nicht mehr schwedisch mit ihm sprechen. Er hatte eine neue Heimat gefunden, aber le älter er wurde, um so häcker wurde die Sehnsucht nach seiner alten. Kaum hatte der Sprecher die ersten Fragen an den sonst sehr schweigsamen Alten gestellt, als dieser das nie vorher geübene Mikrophon ergriff. Und wie ein Sturzbach brachen seine Worte hinein. Dieses rätselhafte Instrument war aus der Heimat gekommen. Durch es konnte er zur Heimat sprechen, von seinem langen in der Fremde verbrachten Leben und von seinem unstillbaren Verlangen ins Land der Väter zu kommen. Er sprach vom Bauernhof seines Vaters, von Wäldern, Wiesen, Bergen und Äckern, wie sie in seiner Erinnerung lebten. Kein Dichter, sagte Sven Yerring, hätte ausdrücken können, was dieser alte Bauer sagen konnte, der den Schmerz nicht ertragen konnte, fern der Heimat begraben zu werden.

### Darüber lacht Amerika

„Jetzt habe ich endlich erfahren, wo mein Mann seine Abende zubringt!“  
 „Da bin ich aber gespannt!“  
 „Ja, denke dir, er ist des Abends zu Hause. Zufällig bin ich nämlich gestern einmal zu Hause geblieben.“  
 („Boston Herald“)

„Es scheint wirklich, als ob immer die größten Idioten die hübschesten Frauen heiraten!“  
 „Nest schmickst du mir aber.“  
 („San Diego Union“)

„Haben Sie keine Zeugnisse?“  
 „Die habe ich zerrissen.“  
 „Was unklug!“  
 „Das würden Sie nicht sagen, wenn Sie sie gesehen hätten!“  
 („Dunbars Weekly“)

„Also du hast keinen Antrag angenommen? Hat er dir nicht gesagt, daß er es vorher bei mir verlußt hat?“  
 „Nein. Er hat nur gesagt, daß er schon viele Dumheiten in seinem Leben gemacht hätte.“  
 („Mustoege Woodent“)

„Nun, Herr Doktor, wie ist es Ihnen denn auf Ihrer Südseereise ergangen? Wie hat es Ihnen bei den Wilden gefallen?“  
 „Oh, das waren ganz gemüßliche Leute — die wollten mich zum Essen dabehalten!“  
 („Sredport Journal“)

„Ist das der Berg, von dem der Dinkel heruntergefallen ist, Mutti?“  
 („Everybody's“)

Das fidele Gefängnis  
 Der Gefangene war entkommen. Der Wärter stand vor seinem Direktor.  
 „Wie war die Flucht möglich?“  
 „Er hatte meine Schlüssel“, sagte der Wärter.  
 „Hat er sie Ihnen gestohlen?“  
 „Nein, beim Kartenspiel abgenommen!“  
 („Quists“)

Ein Leben reich an Freud' und Liebe

# Sie schenkte uns Goethe

Zum 130. Todestag von Goethes Mutter am 13. September

Kaum einer andern deutschen Frau aus dem Bürgerstande sind so hohe Ehrentitel zuteil geworden, wie Goethes Mutter. Ihr Frankfurter Haus war ein Magnet, der Fürstlichkeiten und Geistesgrößen, Jugend und Alter mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zog, um ihr zu huldigen. Wohl hatte sie bei ihrem fröhlichen Naturell ihre belle Freude an diesen Auszeichnungen, aber hoch über allem Neuen stand für sie selbst das Mutterglück. Schrieb sie doch hierüber kurz vor ihrem Tode an Bettina von Arnim die bescheidenden Worte: „Ich vorab hab gewonnenes Spiel, denn in diesem Jahre zählt ich

auch die liebevolle Vermittlerin, als der Sohn das Elternhaus verlassen hatte und nicht immer nach den Wünschen des Vaters handelte.

Auch in trübigen Tagen, besonders während der langen Krankheit des Vaters, mußte sie dem Leben Freude abzugewinnen. Jeder Bericht aus Weimar, ob vom Sohne selbst oder von einem seiner Freunde, wurde mit Jubel empfangen und dem eigenen Freundeskreise mitgeteilt, vor allem „ihren Samstagmädels“. Dies war ein Kreis lebensfroher Jugend, den die Frau Rat jeden Samstag um sich sammelte, und in dem alle Wichtigkeiten der Woche besprochen wurden. Als einmal eine prächtige Dose von der Herzogin Anna Amalie mit ihrem Bild als Geschenk eintraf, jubelte sie: „Morgen, Gottlob! schon morgen ist Samstag. Was soll das für ein Festtag sein.“ Und Freude und Jubel zog immer in ihr Haus, wenn Besuch aus Weimar kam. Des Sohnes Freunde waren auch Frau Mias Freunde, und jeder ward gern aufgenommen. Den Höhepunkt ihrer Freuden aber bildeten die Besuche des Sohnes und der Mitglieber des herzoglichen Palais. Dabei alle ihre Gedanken Weimar umkreisen, ist sie persönlich doch niemals hingekommen. Wohl hatte die Herzogin sie mehrmals eingeladen, aber immer fehlten ihr der Wege Hindernisse entgegen.

Am 25. Mai 1782 wurde Frau Mias Witwe, Gleichmäßig und harmonisch floß ihr Leben dahin. Sie konnte sich im Ruhme des Sohnes, verfolgte mit brennendem Interesse sein Schaffen und war bei jedem neuen Werk hochbegeistert. Die Kriegszeit und -nöte, unter denen die Stadt Frankfurt mit ihren Bewohnern viele Jahre seufzte, ertrug sie mutvoll und ohne zu klagen. Außer ihren vier häuslichen Stedenpferden: Spinnflöppeln, Klavier, Violoncello und Schachspiel tummelte sie gar lustig ein fünftes: Den Theaterbesuch. Von Jugend an hatte sie für das Theater eine besondere Vorliebe, die sie bis in ihr spätes Alter erhielt. Gerade auf diesem Ge-

biet berührten sich die Interessen von Mutter und Sohn aufs innigste. Welch ein Zeit war es für sie, wenn ein Stück von ihm aufgeführt wurde und sie aus ihrer Loge seinen Worten lauschen konnte. Ueber alles Wissenswerte aus dem Frankfurter Theaterleben berichtete sie nach Weimar, und ihr Urteil zeugte von feinem Verständnis für das Wertvolle.

Wie Frau Mias ein mit dem Sohne war, allen Reizungen seines Herzens folgen konnte und Verständnis für ihn hatte, zeigte so recht deutlich ihr Verhalten zu Christiane, der Frau des Sohnes. Durch sie erhielt die viel Gescholtene und viel Geschmähte die beste Rechtfertigung vor der Welt. Ihre Briefe und Zeugnisse haben viel dazu beigetragen, daß Christiane heute gerechter beurteilt wird als zu Lebzeiten. Nachdem die beiden Frauen 1797 einander persönlich ferngelehrt hatten, rechnete Frau Mias Christiane völlig zur Familie und war des Lobes über sie voll. Sie beglückwünschte den Sohn zu seiner Wahl. Ihrem Enkel August sowie den Kindern ihrer Tochter Cornelia war sie die liebevollste Großmutter. Inüblich groß und wohlgenut wie ihr Leben war sie auch ihr Sterben. Am Morgen ihres Todestages wurde sie noch zu einer Gesellschaft gebeten. Ihre Antwort lautete: „Die Frau Rat kann nicht kommen, sie hat allweil zu sterben.“ Wie Goethe später seinem Freunde Zelter erzählte, hat die Mutter selbst ihr Leichenbegängnis anordnet, sogar den Wein und den Kuchen bestimmt, der den Leidtragenden gereicht werden sollte und dabei den Mägden geboten, nicht zu wenig Hofmen zu nehmen, denn das habe sie ihr Lebtag nicht leiden können und darüber würde sie sich noch im Grabe ärgern. Als Frau Mias am 13. September 1808 die Augen für immer schloß, war ein Leben zu Ende gegangen, so reich an innerer Freude und Liebe, wie selten ein Frauenleben, und so groß im wägen Juridiktieren des eigenen Tades dem Kinde gegenüber, wie nur echte Mutterliebe es vermag. Und dieser Mutter-



Goethesches Familienbild J. K. Seekat 1762

Liebe hat der Sohn in seinen Werken ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Frau Mias Name wird leben, so lange der Name Goethe lebt. G. Hannow.



Frau Rath Schierenschnitt (Ansmann-Archiv 2)

sechshundsechzig Jahr und hab also den Becher der Mutterfreuden bis auf den letzten Tropfen geleert, mir kann nicht Unglück vom Schicksal mehr aufgedrückt werden.“ Mutter aber war sie mit jeder Faser ihres Daseins, nicht nur den eigenen Kindern, sondern auch andern ihr nahestehenden Menschen gegenüber, von denen sie sich mit Vorliebe so nennen ließ.

Erst 17jährig schloß Katharina Elisabeth Fextor am 20. August 1748 mit dem kaiserlichen Rat und Doktor heider Rechte Johann Caspar Goethe den Bund fürs Leben. Die Ehe brachte ihr, wie jedem andern, ein gerüttelt Maß von Freud und Leid. Aber mit ihrem natürlichen Feiertag, harmonischen und humorvollen Wesen verstand sie alle Schwierigkeiten zu meistern und dem Leben die besten Seiten abzugewinnen.

Außer unserm großen Dichter schenkte sie noch fünf Kindern das Leben, doch starben vier von ihnen im Kindesalter, und auch Cornelia, ihre älteste Tochter, ging ihr um viele Jahre im Tode voraus. Mit ihren Kindern erlebte Frau Mias Goethe ihre eigene Jugend. Rand sie ihnen doch an Lebensalter näher als dem um 21 Jahre älteren Gatten. „Kinder brauchen Liebe“, war der Grundsatz ihrer Erziehungsmethode, und sie verstand es meisterhaft, Freude in das Leben der Jugend zu tragen. Nichts Schöneres gab es für den Sohn, als die abendlichen Märchenstunden bei der Mutter, oder wenn er mit ihrer Hilfe Puppentheater spielen konnte. Sie war und blieb

## DIE SCHÖNSTE LICHTHÜLLE LEUCHTET

Künstlerisches Schaffen in Elle Weisbachs Lampenschirmwerkstätten

Wenn man sich mit Elle Weisbach über die von ihr geschaffenen Lampenschirme unterhält, spricht sie immer von „Lichtschirmen“ und derjenige, der ihre Arbeit kennt und ihre Lampen brennen sieht, weiß wohl, was die Künstlerin damit zum Ausdruck bringen will. Geben alle ihre bisher in hohem Maße geschaffenen Lampenschirme, von denen vielhundertfach verschiedene Muster die Auswahl schwer machen, einer wie der andere eine wohlthuende Lichtwirkung, so wird das alles noch übertrifft von ihrer letzten Neuschöpfung, dem Zell-Allu-Licht-Schirm. In ihm fand sie den idealen Stoff, um die „Lichtschirme zu verbilligen“ bezart, daß ein wundervoll mattschimmerndes Licht den Raum durchfließt, das uns wohl einfließt in den Kreis seiner Wärme. Beschreiben kann man das schlecht. Man muß diese neuen „Lichtschirme“ im Stand Elle Weisbachs im Kraft-Museum auf der Messe sehen. Wir sind stolz darauf, daß schöpferische Frauenhände hier ein Gewebe verarbeitet, das im Rahmen des vierjährigen Planes entstand und dabei sowohl in technischer Hinsicht, auch bezüglich der Halbarkeit, wie vom Standpunkt des Schönen und Künstlerischen alle Anforderungen erfüllt, die überhaupt an ein Material gestellt werden können.

Nach der Zusammenlegung dieses Gewebes befragt, antwortet uns Elle Weisbach, daß sie sich schon jahrelang mit dem Gedanken getragen hat, ein Material zu finden, das weder Papier noch Textil ähnlich ist. Während Papier und Karton nicht von so großem Bestand sind, ist Textilstoff nicht so lichtdurchlässig. Nun ist nach monatelanger Arbeit und eigenen Versuchen in den Fabriken ein Rohstoff gefunden, der die kühnsten Träume erfüllte. Auf der Grundlage des Zellglas-Materials, deren Gewebeforschung in Deutschland ungeahnt fortgeschritten ist, wird dieser Rohstoff aufgebaut. Nach lan-



Elle Weisbach zeichnet Muster

gem Herumschweifen fand die Künstlerin die Firma, die ihr dieses Material zu Flächen verwebte. Wie vor Jahren die Pauschheit der Luftschirmindustrie nach eigenen Angaben Elle Weisbachs besonders präpariert wurde, wie die Textilstoffe nach ihren eigenen Angaben gewebt werden, wird auch die Zusammensetzung des Gewebes des Zell-Allu-Licht-Schirms von ihr bestimmt. Es ist ein Gewebe zwischen Seide und Bast, das vom Bast die strenge Struktur und gleichzeitig den weichen Glanz der Seide hat, und glasfaser, perlmuttartige

Durchsichtigkeit besitzt. Da das Grundmaterial des Zellglases in Stärke und Beschaffenheit des Fadens, wie auch in der Farbigeit mannigfaltig abgewandelt werden kann, entstehen vollkommen voneinander abweichende Gewebe. So sehen wir die Zell-Allu-Schirme die helle wie geborgene Sonnenstrahlen wirken und daneben erbsengelbe, langbraune und rosenholzfärbige. Da die Schirme außerdem unzerbrechbar sind, ist nun mit ihnen eine Lichtschirme gefunden, die wirklich allen Ansprüchen Rechnung trägt.

Den Anfang in der Erfindung machte ein Lampenschirm, den die Schöpferin sich für ihr Eigenheim in der Zeit der Inflation, da Textilstoffe für Geld und gute Worte kaum zu haben waren, kaufte, aus bis dahin kaum beachteten Stoffen. Dieser erste Schirm aus Pauschheit, wie sie die Ingenieure zum Zeichnen benutzten, fand den großen Beifall befreundeter Menschen. Wenige Monate später kam dann aus dieser Werkstatt am Schreibtisch, während die beiden kleinen Kinder zu Füßen der Mutter spielten, ein Vertrag mit einer Beleuchtungs-firma zustande. Im Herbst 1922 entstand aus erlittenem zur Messe, wo die in der Zeit der größten deutschen Knappheit entworfenen Schirme die Bewunderung des Aus-



Rechts ein Zell-Allu-Lichtschirm aus dem neuen Werkstoff. Daneben zwei handgemachte Seidenschirme. Aufn.: Jutta-Selle, Berlin.

landes erregten und dann kamen auch schon die ersten Auslandsaufträge. Heute kennt man „Elle-Lampen“ in aller Welt. Neben den Seidenschirmen aus hundertmaliger Pauschheit entstanden die mannigfaltigsten Textilschirme, dazu die handgemachten Seidenschirme und nun wurden in diesem Jahre die Zell-Allu-Licht-Schirme aus der Taufe gehoben.

Wer einmal hineinschaut in die Werkstätten, sieht hier fröhliche Menschen bei der Arbeit. Die einen bemalen grad an langen Tischen die „Perler“, die wir in bunter Auswahl so oft auf den Lampen der Böttcherberger Metallwaren-Fabrik wiederfinden, andere hännen sie zum Trocknen auf, in der Textildruck muß fleißig zubereitet werden, viele Hände sind mit dem „Einkneiden“ beschäftigt. Alles ganz besonderes Patent, vorher werden eingeschlagen, Fäden aufgezogen und durchgezogen und so sind vielerlei Arbeitsgänge notwendig, ehe die veränderten Schirme im Saft, dem großen Verdauungsstoff, landen. Denn auf Lager wird kaum gearbeitet, fast alles geht in täglichen Aufträgen laufend heraus. So wohnen die Elle-Schirme durch alle Gänge und weit um die ganze Welt. Ueberall aber künden sie von schöpferischer Arbeit einer deutschen Frau. Lea Perlefeld.

## Sie haben sich den Mund verbrannt

Wenn die Morgensuppe zu heiß ist — Da ist leicht zu helfen

Viele Hausfrauen bringen zum Frühstück Suppe auf den Tisch. Meist sind es süße Milchsuppen mit Ockerflocken oder Grieß, oder einmal mit einer Zugabe von Fruchtstückchen oder Marmelade. Mit der hübschen „Strache“, die der Saft auf dem Ockerflockenbrei zieht, oder mit den roten Marmeladentropfen kann so mancher „Suppenkasper“ zu seiner Suppe gelockt werden! Denn süße Strache langsam „aufzuehen“, ist ein großes Kinderergänzungsmittel. Zur Abwechslung gibt es auch mal Schokoladen-suppe, ebenso manche salzige Milchsuppe. Sie bekommt uns allen sehr gut, vor allem aber sind die Kinder bei einem solchen Frühstück viel frischer und leistungsfähiger in der Schule.

Doch wie oft war die Suppe für die kurze Frühstückszeit viel zu heiß! Verbrannte Mäulchen, Stöhnen, ein unruhiger Aufwand an Energie, Arbeit, Zeit und auch — Geschirrerbrauch. Außerdem ist das Essen zu heißer Speisen ungesund. So wurde eine Aenderung überlegt und schließlich stets auf folgende Weise durchgeführt: Die Suppe wird nur mit der Hälfte bzw. zwei Dritteln der nötigen Milch gekocht und mit kalter Milch aufgefüllt. Das hat zweifelslos Vorteile: a. B. braucht die Suppe weniger Zeit, da weniger Flüssigkeit auch schneller kocht; sie braucht auch weniger Heizkraft und kann vor allem sofort gegessen werden. Ein anderer Weg ist der, die Suppe abends zu kochen und morgens nur anzuwärmen. Kinder trinken morgens oft auch Milchfakao, der besonders lange heiß bleibt. Wird er mit der Hälfte Milch gekocht und mit der anderen Hälfte kalter Milch aufgefüllt, so ist er sogleich trinkfertig. Bitte ausprobieren und für gut befinden! S.

### Herings-Rezepte Kostenlos

In den Monaten August bis Oktober, der Hochsaison der deutschen Heringsfischerei, steht der Fischmarkt ganz eindeutig und überwiegend im Zeichen gewaltiger Anlandungen an Herings. Es ist deshalb notwendig, daß die Verbraucher während dieser Zeit dem Hering einen besonderen Wert beizulegen. Bisher stand einem vergrößerten Heringsverbrauch offensichtlich die Unkenntnis von geeigneten und vor allem schmackhaften und ab-

wechslungsreichen Heringsgerichten hinderlich im Wege. Die Reichslichtwerbung hat es daher für eine dringende Aufgabe erachtet, ein Rezeptbuch herauszubringen, das den Hausfrauen neue und schmackhafte Herings-Rezepte nahebringt. Dieses Rezeptbuch ist unter dem Titel „Herings-Rezepte“ erschienen und kann von den Hausfrauen bei ihren Fischhändlern kostenlos bezogen werden.

## Holunderbeeren sind gesund!

Nachdem wir wissen, daß wegen des sehr ungünstigen Frühjahrs mit einer sehr mäßigen Obsternte zu rechnen ist, ist die Hausfrau gut daran, sich nach Kräften unter den wild wachsenden Früchten umzusehen, die sich sehr wohl zum Einmachen eignen. Nun wächst doch der Holunder wild an vielen Stellen und Zäunen, und es ist leicht, sich die dunkelreifen Dolden zu besorgen. Holunder- oder Sellerie- und Kompost ist nicht nur wohlschmeckend, sondern auch heilsam, fällt unsere leere Vorratskammer, so daß wir uns mit Eifer daran machen sollten, ihn einzumachen oder zu Gerichten zu verarbeiten!

Frische Holundersuppe: Man kocht die abgemahlenen, von den Stielen befreiten Beeren ganz weich, streicht sie durch ein Sieb und mischt die Masse mit Wasser. Man rechnet 1 Teil Holundermasse, 2 Teile Wasser, dazu 50 Gramm Zimt, etwas sauren Zimt und 50 Gramm Sago oder Nudeln von Käse oder Reis. Man läßt Wasser, Zucker, Zimt und Holundermasse aufkochen, gibt den Sago hinzu und läßt langsam kochen, bis der Sago klar ist. Nudeln

brauchen nur kurz zu kochen. Griechisch-reich schmecken gut in der kühlen und erfrischenden Suppe, die man auch kalt essen kann. Sehr gut schmecken auch eingeweichte Bad-pflanzen in der Suppe mitgekocht.

Holunderlakt Fermentiert: Die sehr reifen, dunklen Beeren werden von den Stielen abgezupft und gewaschen, mit sehr kaltem Wasser auf schwaches Feuer gekocht (querst besser auf eine Abseilplatte) und so lange gekocht, bis sie ganz zerplatzt sind. Man tut gut, mit einer Holzkeule namentlich im Anfang die Beeren auch noch zu zerstoßen. Dann läßt man den Saft im Beutel oder Siechtuch abtropfen und füllt ihn je nach Wunsch mit oder ohne Zucker in Weckflaschen oder in Weinschalen und sterilisiert 25 Minuten bei 75 Grad. Wenn man Weinschalen benutzt, schließt man sie mit den praktischen Gummistoppen.

Holunderlakt nicht fermentiert: Man bereitet die Beeren bis zum Absieben vor wie im vorhergehenden Rezept beschriebenen, läßt den Saft noch einmal mit dem halben Gewicht an Zucker aufkochen, mischt ihn, nachdem er etwas abge-

fällt ist, mit Salzlake oder Ginnmach-hilfe, füllt ihn in Flaschen und gießt nach dem völligen Erkalten reines Speiseöl darüber. Das Öl läßt sich zum Gebrauch des Eingemachten leicht mit einem Wattebausch abstopfen. Sonst kann man die Flaschen auch mit einem Korken und dann Flaschenlad verschließen. Bei Erkalten nimmt man gern einen heißen Pinsel von Holunderlakt.

Holunderbeeren in Flaschen eingemacht: Die Beeren werden nach dem Waschen und Ab-tielen in Flaschen gefüllt, diese, in Saft oder Zucker gepackt, im Wasserbad in Wasser 10 Minuten lang nahe am Kochen gehalten und dann verschlossen.

Solandergete: Man bereitet den Saft vor, wie in den vorhergehenden Vorschriften beschrieben, wiegt ihn ab, bringt ihn zum Kochen und gibt langsam auf je 1 Liter Saft 500 Gramm Kristallzucker zu. Das Gelee löst sich durch die Zuckerzugabe möglichst nicht aus dem Kochen kommen. Sehr bald erhält man dann die Geleestoffe und kann es in vorbereitete Gläser füllen. Sehr gut gegen Husten und Heiserkeit! W.

# Der Kamelopard

Von H. V. Baranick

Abends sieben Uhr. Meine Frau und ich sitzen in der Dinerette. Wir haben die Zeitung in zwei Teile geteilt, einen Teil bekam sie, den andern ich. Meine Frau liest die Tagesereignisse, ich bin in die 78. Fortsetzung des Romans „Schaurige Nächte“ vertieft. Gerade, als die Spannung am höchsten ist, unterbricht mich meine Frau:

„Bitte, was ist das, ein Kamelopard?“  
Das Kapitel ist derart spannend, daß ich nicht aufblinke, und während des Lesens antworte: „Ein Tier.“

Eine Sekunde Stille, dann ein Vieh mit der flachen Hand auf den Tisch. Erichsen fahre ich empor.

„Was ist, hast du eine Fäule erschlagen?“ frage ich.

Meine Frau sieht mich funkelnden Auges an. „Daß ein Kamelopard ein Tier und kein Pflanzentier ist, weiß ich auch. Aber was für ein Tier ist es?“  
„Na eben ein Kamelopard. Das ist doch sonnenklar. Oder hast du schon jemals gehört, daß man zu einem Frosch Känguruh gesagt hat?“

„Das nicht. Aber zu einem Frosch kann man auch Unke sagen.“

„Zur Kröte, bitte.“

„Also das ist doch egal.“

„Nein, das ist nicht egal. Ein Frosch kann niemals eine Kröte sein, eine Kröte aber eine Unke.“

„Wenn also eine Kröte eine Unke sein kann, so muß doch dieser Kamelopard auch etwas anderes sein.“

„Wer sagt das? Ein Kanarienvogel ist und bleibt ein Kanarienvogel. Und ein Kamelopard ist und bleibt ein Kamelopard.“

„Dann erkläre mir, was ein Kamelopard ist. Gehört er zu den Säugetieren, ist er ein Vierfüßler, lebt er in der Luft oder im Wasser?“

„Säugetiere leben nicht im Wasser!“

„A! Und der Hund?“

„Der lebt doch nicht im Wasser!“

„Aber er schwimmt im Wasser!“

„Deshalb muß er nicht im Wasser leben!“

„Er lebt aber doch im Wasser! Oder hast du schon einen toten Hund im Wasser schwimmen sehen?“

„Ja, einen ertrunkenen.“

„Du verdröckst die Wörter.“

„Nicht im geringsten. Aber im Wasser schwimmt gar viel.“

„Bäume zum Beispiel nicht.“

„Auch. Ich schwimm im Wasser, du schwimmst im Wasser, eine Gans schwimmt...“

„Werde nicht anzüglich!“

„Wo du immer hindenkst! Ich hab dir nur erklären wollen...“

... was ein Kamelopard ist. Darauf war ich schon eine Stunde. Vielleicht weißt du gar nicht, was das für ein Tier ist?“

„Na erlaube! Bei meinen Kenntnissen in der Zoologie! Uebrigens weiß jeder Mensch, was ein Kamelopard ist. Das sagt schon der Name! Der Kamelopard ist ein — Kamel!“

„Aber du hast doch vorhin gesagt, so wenig ein Frosch ein Känguruh ist, so wenig kann ein Kamelopard etwas anderes sein.“

# Zum LACHEN und RATEN

### Wer gibt Antwort auf 13 Fragen?



Er hat ja nur mal gähnen müssen.

Nett gesagt

Chef: „Herr Schmitz, immerzu stehen Sie mit den Verkäuferinnen zusammen! ... Ich habe Sie für Damenkonfektion engagiert und nicht für Konfektionsdamen!“

1. Wie hieß Blüchers Generalkommandant?
2. Wie heißt der heilig gehaltene Vogel der Ägypter?
3. Wie heißt die Muse der Astronomie?
4. Welchen Namen verlieh Friedrich der Große seinem Lieblingswohnort?
5. Wo steht das Geburts- und Sterbehäus Luther's?
6. Wer erbaute halbflechte Luftschiffe?
7. Wer war der Entdecker des Sauerstoffes?
8. Janina, ist die Hauptstadt von welcher Provinz?
9. Wer war der Begründer der Zellulär-pathologie?
10. Wie heißt die Insel vor Newyork, Kontrollstelle europäischer Einwanderer?
11. Wo erschien das kleinste Buch der Welt?
12. In welchem europäischen Land wird am meisten Margarine gegessen?
13. Wie benennt sich ein bekanntes Gemälde von Anselm Feuerbach?

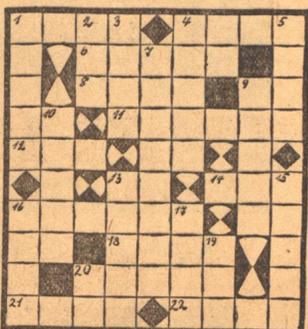
Die Antworten sind zu bilden aus den Silben:  
a — ben — bis — how — ci — dae — e — e — eis — el — en — ge — gnet — i — i — is — land — le — ley — lis — mac — mark — nau — ne — ni — ni — ni — par — phi —

pi — prief — ra — ru — rus — sans — se — se — se — sou — u — val — vir.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter bezm. Antworten — der Reihe nach gelesen — nennen einen italienischen Komponisten.

1. ....
2. ....
3. ....
4. ....
5. ....
6. ....
7. ....
8. ....
9. ....
10. ....
11. ....
12. ....
13. ....

### Kreuzwörterrätsel



Waagrecht: 1 worauf jedes Streben gerichtet ist, 4 Altersbezeichnung, 6 Kunst, 8 Erlaß, 9 Klagenmaß, 11 Träger der Kamille, 12 Niedererschlag, 14 Reformator, 16 hi-

storisch bekannte Stadt in Oberitalien, 18 weiblicher Vorname, 20 Fanggerät, 21 Ruhepause, 22 Teil des Rades.  
Senkrecht: 1 Scheitelpunkt des Himmels, 2 auftraktischer Strauß, 3 Öffnung auf Heuböden und in Lodenräumen, 4 Behälter, 9 Pflanzenteil, 10 Zuspitze, 13 Fisch, 15 Teil der Mahlzeit, 16 Gewässer, 17 Gebetsruf 19 italienische Stadt in Südtirol, 20 Spielkarte.

### Gleichklang

Du darfst es nicht vergessen, Sonst nicht dein Schicksal nicht. Tut man es dich indessen, Kommt du wohl vor Gericht.  
In anderer Bedeutung Wird's auf- und zugemacht. Es loht heran die Kunden Mit feiner Waren Pracht.

### Wer hat richtig erraten?

Silbenrätsel: 1 Diele, 2 Adonemus, 3 Entersch, 4 Siebe, 5 Andien, 6 Giergotat, 7 Soffard, 8 Amme, 9 Sommer, 10 Trauring, 11 Eiern, 12 Andra, 13 Nordwind, 14 Gurte. — „Die Diele“ ist ein Geschenk der Gnade.“

es meiner Frau mit den Worten: „Auf meine zoologischen Kenntnisse kannst du dich verlassen.“  
Meine Frau schlägt das Buch auf, liest, lacht laut, hält mir dann das Buch unter die Nase und erlaucht lese ich: „Der Kamelopard (Giraffe).“  
Meine Frau sieht mich lächelnd von der Seite an und sagt: „Bei deinen zoologischen Kenntnissen wird es dir sicher ein leichtes sein, mir zu erklären, unter welche Affenart die Giraffe fällt!“

## BRIEFMARKENECKE

### Rassenkunde — philatelistisch gesehen

Der feinen Michel-Katalog nicht nur als „Preisliste“ zur Hand nimmt (was bei dem leider noch bestehenden Rabattsystem ein fragwürdiges Unternehmen bleibt), sondern ihn auf Grund seines nicht abspizierenden philatelistischen Wertes durchstudiert, kann oft die überraschenden Entdeckungen machen. Der Philatelist wird zum „Weltensammler“. Das Schöne an der ganzen Sache ist — diese wunderbaren Reisen und Abenteuer kosten keinen Pfennig Geld, man kann sie bequem bei trübigen Tagen, wozu der Herbst und Winter besonders geeignet ist — an seinem Schreibtisch dabei vornehmen. Jeder Sammler wird dabei das berühmte Gleichnis vom „Schah im Weinberg“ an sich selbst erleben. Denn bei dem langsamen, methodischen Durchgraben und Studieren des diebständigen „Michel“ — dem philatelistischen Lexikon des kleinen Mannes — lernt er eine Fülle von geographischen, geschichtlichen, kulturellen und politischen Kenntnissen, sein philatelistischer Horizont erweitert sich, und alle neuen Erfahrungen die er dabei macht, kommen seinen eigenen Sammlungen zugute.  
Wer nun nach Motiven sammelt, wird dabei ganz von selber auf das große Gebiet der „Rassenkunde“ stoßen, die ja heute im Vordergrund des Interesses steht. In einer seltenen und überraschenden Vielfältigkeit und Vollständigkeit blickt uns aus unseren Sammlungen das Antlitz der Bewohner aller Länder und Breitengrade entgegen, so daß wir durch diese kleinen Bildnisse, die oft Kunstwerke unter den Briefmarken darstellen, die Rassenmerkmale, sowie die äußeren Unterschiede der meisten Völkerstämme in höchst anschaulicher Weise kennen und einprägen können.  
Das neue Deutschland zeigt uns auf der Winterreise-Serie aus dem Jahre 1934, der sogenannten „Ständeserie“, den typischen deutschen Menschen in 9 Variationen: den Kaufmann, Schmitz, Maurer, Bergmann,

Baumkletter, Bauer, Forscher, Künstler und den Richter. Das reizvolle Gegenstück dazu bildet die folgende Serie aus dem Jahre 1935, die wir kurz als „Trachten-Serie“ bezeichnen. Sie zeigt uns 10 würdige Vertreterinnen deutscher Landschaften und Stämme: 1. Ostpreußen, Ermoland und Marienburg, 2. Ober-Schlesien, Nohberg bei Bautzen und Annaberg, 3. Wingerin aus dem Rheinland, Niddesheimer Berg, 4. Niedersachsen, Schaumburg-Tippe, 5. Kurmark, Niederlausitz, Spreewald, 6. Schwarzmark, die Briefmarke zeigt das Bildnis der Erbhofkammerin Anna Zwiad aus dem Outachtal, 7. Hessen, Warburger Tracht, 8. Oberbayern, Miesbacher Festtracht, 9. Friesland, Insel Föhr, 10. Oberfranken, Brautjungfer aus Effeltrich.  
Ein sehr hübsches Beispiel zeigen ferner die Schweizer Zwentute Marken von 1933.

Hier finden wir die drei großen Bevölkerungsrassen der Schweiz in anmutiger Weise vertreten. Zunächst die deutsche Schweizerin aus dem Gebiet Bern, ein echtes Kind der arischen Rasse mit langen blonden Zöpfen, dann die weiße dunkle Schönheit von den Gebirgen des Genfer Sees, in Gestalt einer französisch-schweizerischen Wälderin, und schließlich eine raffine junge Italienerin aus dem landschaftlich schönen Tessin.  
Wertwüchsigere zeigen gerade die sogenannten „demokratischen“ Länder wie Frankreich und England auf ihren Briefmarken nicht so von ihrer Volkstüchtigkeit. Das konservative England bringt lediglich die ermüdenden Bilder seiner Könige, und Frankreich in den neueren Jahren die Bildnisse seiner Weißesgrößen. Lediglich die Kolonialmarken bringen einen Reichtum an rassischen Merkmalen. Auch hier zeigt Belgien auf seiner Gedenkmarken-Serie zur Gründung des Kongostaates einen Wangi-Häuptling, eine Wabula-Frau, einen Mediziner und zeigt seine schwarze Bevölkerung als Korbflechter und Töpfer in sehr schönen Ausführungen. Die zahlreichen französischen Kolonialmarken zeigen komplizierte „Kunswerke“ von kraushaarigen Friuren, die auf den Häutern der braunen Bewohner von Madagaskar schaukeln. Wellig andersartig aber ungleich höher kultiviert zeigen sich die Rassen Ägyptens. Die Welt Afrikas tritt uns auf den Marken von Japan und China entgegen. Sie zeigen auch die knochigen Züge der Mongolen, die glattgesämmten Köpfe der Mädchen von Indochina oder die klugen Indierköpfe der Herrscher von Siam oder der Radscha von Indore usw.

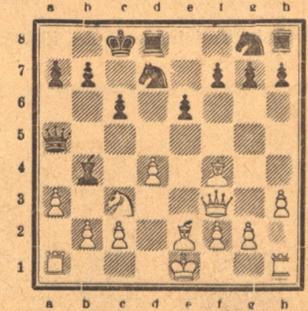
Die Menschenrassen der neuen Welt stellen sich uns vor auf den Marken der Vereinigten Staaten, sowie der verschiedenen Südamerikanischen Länder. Wir sehen einen Indianerhäuptling mit fähner Adlernase und prachtvollem Federbusch. Die mittelamerikanischen Vorfahren vertritt eine indianische Schönheit auf Postwertzeichen von Guatemala. Französisch-Guayana zeigt als Markenbild einen stämmigen Indianer mit Pfeil und Bogen. Die Mischrassen, die auf den vielen weitindischen Inseln leben, werden beispielsweise durch die Kreolenmädchen auf den Marken von Martinique angedeutet. Die schwarzen Bewohner Amerikas sind durch die Köpfe der Negerpräsidenten von Haiti vertreten. Aber auch in Australien können wir an der Hand unserer Markenstücke Rassenforschung betreiben. Wir finden auf der Siegesausgabe 1920 einen der gefürchtetsten Moori-Häuptlinge mit seltsamen Tatauierungen und pygmaistischem Kopfschmuck, ferner einen Papua-Neger oder eine lebenswerte braune Tochter des weiten Inselreiches Ozeaniens, eine junge Eingeborene mit Blumen im Haar. Auf Hawaii finden wir auf den Marken von 1871 herkömmliche Hawaitaner, Prinzessin Victoria Kaiamala, Kaiakaua L. König Kamehameha V., Prinz Keleiohoku und Minister Keuanoa. Dieser kleine Aufschnitt soll nur eine Anregung sein, unseren Spuren zu folgen, vor allen Dingen auch die Jugendkammer, die hier ausgeteilteres Lehrmaterial vorfinden, mögen mit dem „Michel“ die Reihe um die Welt antreten.

# Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weisinger, Durlach, Scheffelstraße 7, Folge 37 11. September 1938

### Prachtvolle Mattkombination

In einer Simultanvorstellung des peruanischen Meisters Canal kam es zu folgender Stellung:



Weiß: Canal

Weiß hatte zuletzt a2—g3 gezogen, worauf Schwarz lang rohierte. Nun folgte aber eine schöne Opferkombination: 1. a3:b4 Da3xal+ 2. Ke1—b2 Da1:g1 3. Df3:cb+! 57:cb 4. Ve2—g6 matt!

### Wer hat richtig gelöst?

Lösung der Aufgabe Nr. 18 von G. Dorre (W.: K68, Dg7, E67, g8, V67, Ec6, cl, V66; Sch.: Kf4, Ff2, V66, E69, g6, Vc4, Zwoier) 1. E67—c7 ist beabsichtigt, aber leider geht auch E69—f8+.

Lösung der Aufgabe Nr. 19 von W. May (W.: K62, Dc8, E66, h4, Vc1, f3, E64, g6, V66; Sch.: Kc5, D68, E66, f5, Vd1, g1, Ec8, E67, h6, c4, e2, g7, Zwoier) 1. h6—b7.

Lösung der Aufgabe Nr. 20 von Bernard (W.: Kf8, Df8, E66, f3, Vd8, g7, E61, h3, Vd7, h6, e5, g5, g6, h4, 57. Sch.: Kc4, Dg4, V65, E61, Vd4, g2, h5, Zwoier) 1. E67—h6! Zugzwang. 1. E67—c6? scheitert nur an 1... Dg4—c8!, worauf die weiße Dame gefesselt ist.

Lösung der Aufgabe Nr. 21 von Berlinghof (W.: Ke1, Ee8, g8, Vc8, E64, h4, Sch.: Kc5, Vc8, e4, e6, Dreier) 1. Ke1—e2. Die Symmetrie bleibt bestehen! 1... Kc5—d4 2. E68—g5 usw. 1... Kc5—h6 2. E64—g6 usw. Weht der König auf die f-Linie, so folgen die entsprechenden Züge nach der andern Seite.

Auf 4 Aufgaben haben richtig gelöst: R. Silber, E. Gabicht, D. Aufhardt, Franz Bent, Karlstrube; Will Weiler, Durlach; G. Kaufmann, Söllingen; Dr. Vinder, Pforzheim; E. Goebel, Bretten; W. Karcher, Freiburg.

18, 19 und 20 richtig gelöst: V. Dallinger, Durmersheim.

18, 19 und 21 richtig gelöst: Fr. Stein, Wörslingen; R. Kopp, Stuttgart; A. Balluff, Offenburg.

18, 20 und 21 richtig gelöst: W. Nebel, Durlach; H. Derndinger, Fichtelbach.

19, 20 und 21 richtig gelöst: V. Daum, Karlsruhe; W. Ehrhardt, Nenden.

20 und 21 richtig gelöst: E. Fritsch, Karlsruhe.

19 und 20 richtig gelöst: R. Bonhage, Haslach.

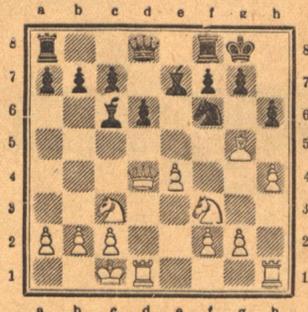
18; W. Götting, Karlsruhe; 19: Dr. Daehn, M. Sever, Karlsruhe; Herbert Kaiser, Bühl; W. Gfeller, Offenburg; 20: Dr. Kern, Prof. Köbels, Karlsruhe; W. Dieterich, Gaggenau; 21: P. Epp, Seebach.

### Eine schöne Opferpartie

Auch in dem Hauptturnier des Badischen Schachkongresses wurden schöne Partien gespielt, die durch Figurenopfer entschieden wurden. Ein Beispiel hierfür ist die Partie eines jungen Mitgliebes des Karlsruher Schachklubs, die wir hier folgen lassen:

### Spanische Partie

Weiß: Ginter, Karlsruhe. Schwarz: Dr. S. K. 1. e2—c4 e7—e5 6. Vb5:c6 Vd7:c6 2. Ee1—f3 Ee8—c6 7. Ee1—c3 Ee8—f6 3. Vd1—b5 d7—b6 8. Vc1—g5 Vb8—c7 4. d2—d4 e5:d4 9. 0—0—0 0—0 5. Dd1:d4 Ee8—b7 10. f2—g4 h7—h6



Stellung nach dem 10. Zuge von Schwarz:

11. Ee3—b5! h6:g5 17. Dd4—b4+ Kf8—g8
12. Ee5:e7+ Dd8:e7 18. Dd4—b7 matt.
13. h4:g5 Ee6:e4 Schwarz gab nach dem 10. Zuge von Weiß
14. Df1—g5 Ee4:g5 16. Ee5—f6! Dd7—e5
15. Ee8:g5 Dc7—e5 16. Ee5—f6! Kf8:g8



Sonderstempel der Deutschen Reichspost zum Parteitag Großdeutschlands in Nürnberg (Scherl-Bilderdienst-K.)

Gustav Raabe

# Was machen unsere Eisläufer im Sommer?

Besuch im Trainingslager des Eiskunstlaufpaares Günther-Noack

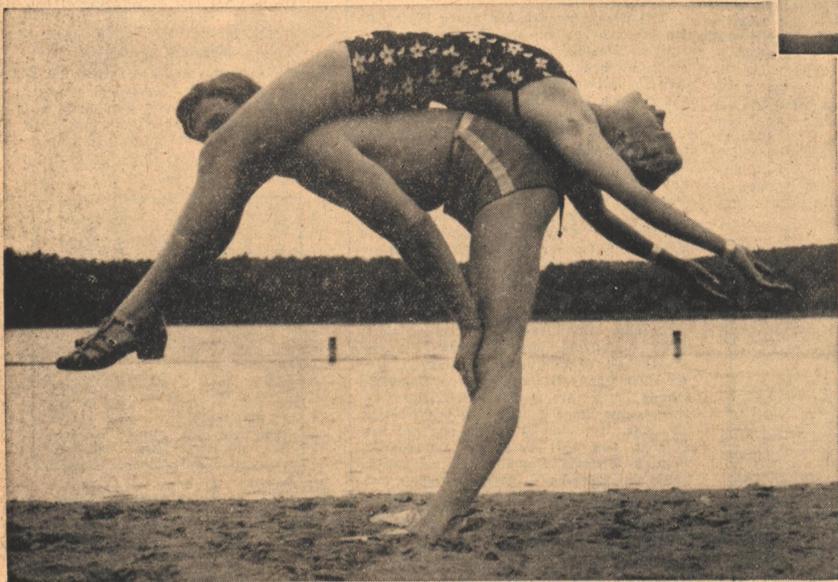


Das Koffergrammophon spielt die Musik der neu einzustudierenden Kür und das Paar übt fleißig seine neuen Sprünge.

Die meisten Sportarten sind an eine bestimmte Jahreszeit gebunden. Aber wo die Natur versagt, springt die moderne Technik oft hilfreich ein: die Schwimmer können lächelnd von den Sommerbädern Abschied nehmen und ihr feuchtfröhliches Treiben in den Hallenbädern fortsetzen. Auch die Tennisspieler haben in vielen Städten ihre winterlichen Hallenturniere, wenn sie nicht gar, wie die großen Meister zu tun pflegen, das ganze Jahr über mit dem Lauf der Sonne von Turnier zu Turnier durch aller Herren Länder reisen. Die Fußballer brauchen nur wenige Wochen zu feiern und die Eiskunstläufer liefern sich noch im Hochsommer auf den ewigen Schneefeldern der Zugspitze und anderer Dreitausender erbitterte Stalomschlachten. Anders die Eiskunstläufer. Sie sind viele Monate über darauf angewiesen, entweder Ergänzungssport zu treiben oder an irgendeinem idyllischen Win-

ter der Welt still und heimlich auf sommerlichem Sande zu üben, um sich ihre Kraft und Geschmeidigkeit für die winterlichen Wettbewerbe zu erhalten.

Unser Bildberichterstatter hat in Wiesenthal, einem kleinen Flecken in der Mark, das junge zukunftsreiche deutsche Eiskunstläuferpaar Inge Noack und Günther Koch beim Training beobachtet. Sie haben wirklich die ganzen Sommerwochen über fleißig geübt und wollen nun bald nach London übersiedeln, auf dessen Kunsteisbahn sich bereits die besten Eiskunstläufer der Welt auf die kommenden Ereignisse der Winter Saison vorbereiten. Neben unserem Weltmeisterpaar Herber-Baier und den ausgezeichneten Wiener Geschwister Paulin sind Noack-Günther unsere schärfste Waffe im Eiskunstlauf und wegen ihrer Jugend eine große Hoffnung für die olympischen Winterpiele 1940 in St. Moritz. Fz.



Eine liebliche Last! Gleichzeitig eine ausgezeichnete Streckübung.



Gelenkigkeit und Sprungkraft sind zwei unerlässliche Voraussetzungen für den Eiskunstläufer. Günther Koch und Inge Noack erhalten sie sich auch im Sommer. Aufnahmen: Schirner (3)



Diese akrobatische Figur ist auf dem Lande mindestens genau so schwer wie auf dem Eise.



Und so tanzen sie dann im Winter über die spiegelglatte Fläche.

## 50 Worte An Angler-Dimitij

In erster Linie beim Angler gibt es keinen Angelfisch. Der heißt „Aute“. Auch die Gerte ist verpönt. Man sagt dann schon lieber „Schwuppe“, Schwimmer oder Floß und Haken haben noch keinen besonderen Anstrich bekommen. Dafür heißt die Rolle, auf der die Schnur aufgewickelt ist, auch gern



Zeichnungen: Schweizer

„Schnarre“ oder „Anarre“. Was man aber an den Haken fängt, gleich ob Tauwurm, Laubwurm, Mistwurm, Erbse, Brotteig, Rirsche und Himbeere (für Döbel), Graupen nennt sich Köder. Ja, nun sieht man, wie vielfältig die anglerische Speisefarte der Fische ist. Dann mag es losgehen. Doch wann heißt der Fisch, oder wie es weidmännisch heißt, wann frisst er.

Das ist ein ungelöstes Geheimnis. Wenn der „Mond ins Wasser sieht“, also bei Vollmond, ist wenig zu hoffen. Auch wenn es aus Norden oder Nordosten oder Osten weht, gibt es am Schwimmer kaum einen „Tunler“ oder „Zitterer“, höchstens, daß einmal ein Raubbarsch oder Kobbarich, wie man diesen wenig beliebten kleinen fabelhaften Raubritter nennt, am Wurm „priemt“. Auch wenn an den Abenden die Fische springen, nein, der Angler sagt „aus dem Fenster gucken“, darf man auf wenig Freßlust hoffen. Wenn der Weidwurm fliegt, also die Eintagsfliege in ganzen



weißen Wolken schwärmt, wird man vom Wasser wieder „schwarz“ nach Hause ziehen und hier meint der Angler das gleiche wie der Staffpieler. Anders, wenn die Wellen ein, hüben tanzen und es sich am Himmel anfängt „einzumulmen“, also wenn ein Regen-

schauer oder ein kleiner Gewitterausbruch in Aussicht stehen, dann ist immer eine „goldene Stunde“, wie der Angler zu den kleinen Zeitspannen sagt, in denen es immer „knabbert“ und „biffelt“.

Auch im ersten Morgengrauen und in der späten Dämmerung „sehen“ die Fische gern. Um die heiße Mittagszeit herum ist es jedoch fast immer „Ruhe im Loden“, ja und an solchen Tagen heißt es abends oft: „Früh hat es recht wenig gefressen und am Nachmittag ließ es dann nach.“ Da nützt auch kein Anfütteln, das der Angler „einmal herumrühren“ nennt.



Ganz verschiedenartig benennt der Angler seine schuppige Beute. Der Hässling wird gern „Hase“ genannt. Die Barbe heißt, wenn sie über zwei Pfund wiegt, ein „Spieker“. Der Wal heißt nur Wal, wenn er wenigstens zwei Pfund schwer ist, sonst nennt man ihn „Schnürlentel“ oder „Bindseder“. Für den Becht gibt es auch den Ausdrück „Kroftdül“, nun ja, die Schwanz dieses Raubritters sieht ja auch bald wie das Rademerkel solcher Niesenfische aus. Die kleinen Weißfischchen nennt man verächtlich „Kropfzeug“, „Sahnepieper“ und „Auariumfische“. Der Zäbel oder Aitel heißt „Großschmause“. Sein Maul, übrigens mit Nadelzähnen bewehrt, ist ja auch das größte am ganzen Fisch. Kleinere Karpen werden zärtlich „Brüschlinge“ genannt, große bezeichnet man als „Bertel“. Für die Bährte sagt man auch „Rake“, weil sie wirklich eine fabelhaft gekrümmte Nase statt der Oberlippe besitzt. Wenig beliebt ist wegen des mulligen Geschmacks die Karausche, die der Angler „Schlammwähler“ nennt für den Gründling, als Köder zum Hochfangen oder Bechten sehr geschätzt, gibt es auch den netten Namen „Gusar“, weil er so blauweiß gestreift ist. Anderswo nennt man ihn „Kreife“. Nur die Forelle heißt Forelle. Sie ist ja auch ein Hochziel der edelsten Angelfunft mit der Fliege oder auf gut anglerisch des „Spinneus“.

Dat ein Fisch gebissen, so zieht ihn kein Angler heraus, er „drillt“ und „kettchert“ ihn dann. Fragt man aber dann, wie groß die Beute ausgefallen ist, dann wird die Fischlänge mit den beiden senkrecht stehenden Händen gemessen... aber sicherheitsshalber misst man beide Daumen senkrecht nach innen ein... und bezeichnet mit den Daumenippen die Länge des Fanges... Der „Bret“ mag sich die Handrücken als weiteren Maßstab ehrfürchtig denken... Ja, und schließlich gibt es ja überhaupt kein An... und Regenwurmmännern oder Fischen... Es heißt Fischweid, und die ist ebenso schwer.

